Walhalla:

Eine Monatsschrift zur Belehrung und Erheiterung.

2. Band. Philadelphia, November 1846. 5. Heft.

Aus dem Alltagsleben

von

Onkel Adams.

Nur zu!

1.

Eine Schlittenfahrt.

Es war ein klarer Wintertag; der Wald war gekleidet in Grün und Weiß, und Höhen und Thäler glänzten wie Silber im Sonnenscheine; der spiegelblank gefrorne See schimmerte blänklich weiß, gleich damascirtem Stahle, hie und da bestreuet mit Oasen von Schnee, und gestreift von einer Menge sich kreuzender Wege, die sich über das blanke Eis schlängelten.

„Wollen wir nicht," fragte Fräulein Lina ihre Mutter, die Gräfin, „wollen wir nicht en famille eine kleine Lustfahrt zu Schlitten machen? Ach, liebe Mutter, wie angenehm wäre es mir und uns Allen. Nicht wahr, Mutter?"

Die Gräfin Liljekors lächelte über die Frage ihrer geliebten Tochter, zögerte jedoch mit der Antwort; endlich sagte sie: „Ja, liebe Lina, unser sind ja aber nicht mehr, als Du, Dein Bruder, Mamsell Dahl und der Magister; wir haben alle Platz in dem großen Schlitten, und ich will vorspannen lassen; die frische Luft wird viele Rosen auf Deinen Wangen hervorlocken, liebe Lina!"

„Der große Schlitten?" meinte das Fräulein, etwas verdrießlich, „aber," fuhr sie schmeichelnd fort und warf ihrer Mutter einen lächenden Blick zu, „aber da wird es ja keine Schlittenpartie; ich schlage vor, Gustav fährt Mutter und die Mamsell Dahl, und der Herr Magister," setzte das Mädchen hinzu, sich mit einer leichten Verbeugung an einen jungen Mann wendend, der bisher stumm gesessen und in einem Buche geblättert hatte, „der Magister hat das Vergnügen, mich zu fahren. Nicht wahr, liebe Mutter? Dann sind wir zwei Schlitten, eine kleine, nette Partie über den See, durch den Wald und zurück an der Eremitage vorbei."

Die Gräfin konnte ihrer einzigen Tochter nicht leicht etwas abschlagen, und ging also auf ihren Vorschlag ein; daher hielten nach wenigen Augenblicken zwei Schlitten vor der Thüre. Die Gräfin brauchte zwar lange Zeit zu ihrem Reiseanzuge, doch Fräulein Lina stand bald in ihrem Pelzmantel neben dem Schlitten; das

das feine Pelzwerk schmiegte sich weiß und zart um den schönen Hals des Mädchens, und eine kleine, mit Schwanenflaum bebrämte Haube, faßte das blühende Antlitz in einen weißen Rahmen ein. Der Magister saß schon auf dem sogenannten Hundsfott, und das Fräulein, sorgfältig in die Tigerhaut gepackt, in dem Schlitten, als endlich die Gräfin und die alte Mamsell Dahl die Treppe herab kamen und in ihrem Schlitten Platz nahmen. Die Gesellschaft fuhr ab, und bald erklangen die Glocken auf dem See. Der Magister fuhr gut. Er war nur ein Jüngling, und weit entfernt von einem Magister: er war ganz einfach ein Student und Informator eines Neffen der Gräfin, eines kleinen Knaben, der jetzt auf dem Schooße der Mamsell Dahl saß, um sich mit den übrigen Personen des frischen Winters, der grünen Bäume und ihrer weißen Draperien zu freuen. Herr Lindmann, so hieß eigentlich dieser Magister, war nur drei und zwanzig Jahre alt, ein schöner, und, was mehr sagen will, ein guter Jüngling mit eben so viel Herz als Kopf.

Man fürchtet oft, und leidet nicht immer ohne Grund, daß ein guter Kopf sich nicht gerne zu einem guten Herzen gesellt; doch dies ist eine Ungerechtigkeit und beweist, daß wir nicht gerne etwas Anderes sehen wollen, als Halbheiten, um für unsere eigenen Unvollkommenheiten Raum erhalten zu können. Lindman war ein lebendiger Beweis des Gegentheiles; denn Kopf und Herz standen bei ihm in der vollkommensten Harmonie.

Lindman und seine schöne Gefährtin waren Anfangs ganz still; endlich aber brach er das Schweigen, indem er sagte: „Sie fürchten sich wohl nicht, auf dem Eise zu fahren?“

„Nein, Herr Lindman! wenn Sie fahren, ist mir nicht bange; anders aber ist es mit meinem Bruder Gustav: mit ihm fürchte ich jeden Augenblick zu Grunde zu gehen.“

Der Magister lächelte über die Ideenverbindung des guten Kindes. Das Mädchen hatte das schöne Köpfchen ihrem Fuhrmanne zur Hälfte zugewendet; der Ausdruck ihres Gesichtes war ernst. „Herr Lindman,“ sagte sie nach langer Pause mit einer Art von Aufenthalt bei jedem Worte,—„wenn — wenn, sage ich das Eis schwach wäre, wenn wir einbrächen, wenn— nun, sagen Sie, Herr Lindman, wäre das nicht ein leichter Tod?“

Auch das Antlitz des jungen Mannes wurde ernster. „Und wir kämen Beide um,“ sagte er, dem schönen Mädchen forschend in die Augen blickend.

„Ja, Beide,“ nickte sie, „Beide zugleich.“

Der Jüngling schwieg; eine unerklärlich liebliche Ahnung flog blitzesschnell durch seine Seele; das Mädchen sah ihn schweigend und gleichsam fragend an. „Sie fragen so sonderbar, gutes Fräulein Lina!“ sagte er, „solche Gedanken dürfen uns jetzt nicht beschäftigen, jetzt, da wir auf einer Lustfahrt sind.“ Das Mädchen wendete das Gesicht hinweg und antwortete nicht.

„Sehen Sie die Wolke, welche gleich einer silbernen Gondel die Lüfte theilt? Sie segelt so leise über die Landschaft daher,“ sagte Lindman. „Wissen Sie, Fräulein, ich habe oft zu segeln, auf einer solchen Wolke zu ruhen, mit einem sanften Winde über die Erde geführt zu werden, und diese in ihrer Kleinheit zu sehen gewünscht.“

„Wir streben Alle aufwärts,“ erwiederte das Mädchen, noch immer gleich ernsthaft; „wir wollen hoch hinauf; aber, Herr Lindmann, sagen Sie mir, worin sollte denn Ihr Glück bestehen! — Sagen Sie mir, wie stellen Sie sich Ihre Zukunft vor, wenn Sie davon träumen?“

„Ich träume oft davon,“ sagte der Jüngling. „Ich wünsche nicht viel: — ein angenehmes Heim, einige Zimmer, einige Bücher, Blumen vor den Fenstern und Frieden mit der ganzen Welt,—das ist mein Traum!“

„Und weiter nichts, Herr Lindman?“ fiel das Mädchen ein.

„Ja, Fräulein, — ich hätte gerne ein Heim.“

„Und in demselben?“ fuhr sie fort zu fragen.

Der Jüngling schwieg einen Augenblick, und darauf flüsterte er, als schämte er sich gleichsam vor seinem Gedanken, — „und in dem Heime Eine, die mich liebte — mich innig liebte — eine Gattin.“

„Herr Magister! Sie denken sehr weit vor sich hin," meinte das Fräulein, plötzlich eine andere Miene annehmend, — „aber," fuhr sie fort, „das ist ein ernsthafter Gegenstand, und nun verlassen wir bald den See; auf dem Lande ist es sicherer; ich kann nicht läugnen, solch ein blankes Eis erregt in mir immer einen Schauder, und da verfalle ich immer auf traurige, oder eigentlich frohe Gedanken; ich dachte gerade darüber nach, was wir wohl denken und fühlen würden, wenn das Eis unter uns bräche, und wir mit einander in die Tiefe sänken; jetzt aber ist die Gefahr vorüber und damit auch meine romantische Grille."

Der Weg ging nun über das Land, und bald befand sich die Gesellschaft in einem grünen, mit Schnee gepuderten Fichtenwald, in welchem der Weg sich über Hügel und durch Thäler schlängelte; der Schlitten der Gräfin war weit voraus, man hörte nur bisweilen die Glocken, die jungen Leute waren unter ihrem Gespräche langsamer gefahren, als sie selbst gemerkt hatten. „Sehen Sie!" rief das Mädchen und erhob ihre kleine Hand aus dem Muff, „sehen Sie! dort ist eine Hütte! Ach, wie romantisch sie liegt! Halten Sie ein wenig still, Herr Lindman!"

Der Jüngling gehorchte. „Eine schöne Lage," sagte er, „eine kleine Hütte mitten im Walde, und geschützt von der hohen Felswand! Schade, daß ich mein Zeichnungsportefeuille nicht bei mir habe!"

„Ach welch ein schönes Gemälde sollte das werden!" rief das Mädchen aus, „die Felswand, die von Schnee beschwerten niedergebeugten Fichten, die kleine graue Hütte, der schmale gebahnte Fußpfad durch den Schnee— ach, welch ein Gemälde! Lassen Sie uns hinein gehen zu den guten Leuten!

Das Mädchen machte sich los aus dem Fußsacke, und der Magister band das Pferd an einen Baum. Sie stiegen auf dem kleinen Pfade die Anhöhe hinauf und standen vor der Thüre des Hauses; diese war verschlossen, und sie klopften an. Endlich wurde aufgemacht, und ein zerlumpter, gelblich bleicher Knabe sah heraus. Lina schauderte, denn Elend und Unreinlichkeit waren in allen Zügen des armen Kindes gezeichnet.

Der Knabe verbeugte sich tief und sagte: „Die Herrschaften wollen wohl nicht eintreten?"

„Ja wohl, mein Sohn," sagte Lindman, „wir wollen Euch in eurem Hause sehen."

„Da ist nicht viel zu sehen, die Mutter ist krank, und den Vater holten sie gestern."

„Holten sie ihn?" fragte Lindman.

„Ja, der Distriktsvogt und der Gerichtsdiener," sagte der Knabe, „und da Vater nicht mitgehen wollte, so schroben sie ihm Händschellen an, daß die Nägel blau wurden, und da wurde Mutter noch kränker; jetzt rast sie in einem fort, die arme Mutter."

Fraulein Lina trat vor Entsetzen einen Schritt zurück; sie war gewohnt, Alles um sich her lächelnd zu sehen; sie war sechszehn Jahre alt und hatte keine Begriffe von etwas Anderem, als von dem kleinen Zirkel, in welchem sie sich von ihrer frühesten Jugend auf bewegt hatte; sie schauderte daher zurück mit einem Ausdruck von Abscheu. Doch Lindman ergriff ihre Hand, blickte sie fragend an und sagte: „Fräulein! wollen Sie nicht auch einmal das Elend, die Noth und die Armuth sehen?" Das schöne Mädchen zauderte noch vor Entsetzen. „Fräulein," sagte Lindmann, „kommen Sie mit; vielleicht können wir helfen oder retten."

„Dank, Lindman!" sagte das Mädchen mit einem Blicke, der plötzlich vor Freude strahlte, —„Dank für das Wort; wir wollen helfen!" Und nun trat sie zuerst in die Hütte.

Der Anblick war im höchsten Grade traurig; dort war fast nichts von Hausgeräth zu sehen, als nur ein ungeheuer großer, bretterner Vorschlag, welcher ein Bett sein sollte, und darin lag ein Weib in einige Lumpen gehüllt, und mit einem schreienden Kinde an der Brust, es war ein kleiner Neugeborner, der das Elend der Welt begrüßte und von der Mutter vergebens auf seine Sprache Hülfe begehrte. Das junge Fräulein war entsetzt, und stand da, tief erschüttert in ihrer innersten Seele; so etwas hatte sie nie geahnt; vor ihrem Blicke öffnete sich eine ganz neue Welt, das unendliche Reich des Elends. Lindman dagegen war schon eingeweiht; er war selbst ein armer Kaffathenjunge, und hatte, wenn auch nicht zu Hause,

so doch bei den Nachbarn, die Gegenstände gesehen. Er war daher ruhiger, als das arme, vor Schrecken zitternde Mädchen.

„Sie redet irre," sagte er, nachdem er die Kranke angeredet und eine verwirrte Antwort erhalten hatte, „sie redet irre, die arme Mutter, und das Kind erfriert gewiß."

„Das Kind friert?" — fragte das Mädchen. Geben Sie es nur her, ich will es wärmen!"

Lindman zögerte; doch schnell stand das Mädchen vor dem Bette der Kranken, nahm das Kind, so wie es dort in den Lumpen lag, u. schlang ihre Palatine um den kleinen Schreihals es war die Mutterliebe, welche in dem jungen Mädchen hervor brach; sie war ein Weib, die Sechzehnjährige, und schauderte nicht zurück vor dem kleinen Kinde — es war die heilige Liebe welche erwachte; und nun zitterte sie nicht mehr, nun fühlte sie sich ruhiger und froher, als je zuvor. Das Kind fühlte die wohlthätige Wärme, schwieg und entschlief; das Fräulein legte es eingehüllt, wie es war, auf das Lager und saß still und betrachtete das schlummernde Kind. Lindman stutzte zwar ein wenig bei Lina's Manoeuvre, war jedoch selbst zu gut, als daß er sich darüber hätte wundern sollen; er wendete sich also an den Knaben, um das Schicksal der Familie zu erfragen.

„Dein Vater wurde also weggeholt?" fragte Lindman.

„Ja, Herr, der Distriktsvogt war hier und der Gerichtsdiener; sie hatten Beide weiße Knöpfe an den Röcken."

„Was hatte denn Dein Vater gethan?"

„O Nichts! denn sehen Sie, Herr, wir sind arm, und so pfändeten sie im Herbst alles aus, was wir hatten, und nahmen uns auch die Kartoffeln auf, die noch auf dem Acker standen, und das Schwein — das war ein schönes Schwein, sollen sie wissen."

„Ja, das ist möglich, und weiter?" fragte Lindman.

„Und hatte einen breiten Rücken," fuhr der Knabe fort, „und war blank wie Silber, denn sehen Sie, es war quabbenfett.

„So so; aber dein Vater?"

„Ach ja, Vater? — Ja, sehen Sie, Herr, Vater war von der Zeit an wie verrückt un d ging im Walde umher, und Mutter war kränklich und konnte nicht arbeiten; dann aber gab es Kindtaufe, und Mutter bekam den Kleinen; — da hatte Mutter Nichts zu essen, und so ging Vater eines Abends aus, und als er nach Hause kam, so hatte er ein wenig Milch, — ja es war doch wohl beinahe eine halbe Kanne; und da weinte Vater."

„Nun, und dann?"

„Ja, da gab Vater die Milch der Mutter und sagte: „Sieh da, Anna Stina, trinke Du, daß Du nicht verhungerst und vor den Kindern stirbst; mit mir ist's bald zu Ende." Und Mutter trank und fragte, wo er die Milch bekommen hätte, und Vater sagte: beim Schulzen. Aber gestern kam der Vogt und sagte, Vater hätte Schulzens Kuh gemelkt, und so nahm er den Vater mit und sagte, er solle den Schandpfahl zieren; da wurde Mutter kopfwirsch und krank, so krank, und so fuhren sie ab mit Vater auf's Schloß?"

„Und Du armer Junge," fragte Lindman, „hast Du auch Nichts zu zu essen?

„Nein, Nichts, nur ein Stück Brod, das ich gestern bettelte."

Wir müssen fort," sagte Lindman zu seiner Gefährtin, welche gleichsam träumend neben dem Krankenbett gesessen hatte, und nun plötzlich aus ihrer Betäubung erwachte.

„Was soll aus diesen werden?" fragte sie Lindman, auf die Mutter deutend, die jetzt eben so ruhig schlief, wie das kleine Kind.

„Wir schicken ihnen Hülfe von Liljewik," — antwortete der Jüngling, und zog sie mit sanfter Gewalt aus der Hütte. Lina blieb einen Augenblick vor der Thüre stehen und warf einen Blick über die Gegend, sie holte tief Athem, als wollte sie alles Elend, das drinnen schlummerte, wegseufzen.

„Dank, guter Lindman!" sagte sie endlich, „Dank für diesen Augenblick; jetzt kenne ich Sie recht!"

Der Jüngling stand versunken in Anschauen des schönen Mädchen, welches mit bethränten Augen gleich einem rettenden Engel vor der Thür der Hütte stand. Er antwortete nicht, doch sein Auge redete um so deutlicher.

„Nicht wahr," fuhr das Mädchen fort, nicht wahr Lindman? jetzt kennen wir uns erst recht?"

„Ja," sagte der Jüngling, „wir kennen uns lassen sie uns fahren, Fräulein!" fuhr er gefaßter fort, „die Gräfin wird unruhig."

Die jungen Leute fuhren und wechselten auf dem ganzen Wege kein Wort weiter; denn sie kannten sich ja, sie hatten in ihren Herzen gelesen—was hatten sie dort gefunden? was?—mit einem Worte: sie bedurften der Sprache nicht.

Sobald die Gräfin von der armen Mutter und dem Kinde Nachricht erhalten hatte, schickte sie sogleich eine Person dahin, um Beide zu pflegen; doch Beide starben nach einem Kampfe von einigen Tagen, und der Knabe, welcher 10 Jahre alt war, wurde nach Liljewik genommen. Die Hütte, die romantisch gelegene Hütte, war öde und leer.

2.

Meinung der alten Freundin.

„Aber, Frau Gräfin!" sagte Mamsell Dahl, „ich rede aufrichtig; Sie erlauben es mir?—oder wie?"

„Ja gewiß, meine gute Freundin! rede! ich weiß, wen Du meinst — Lina, nicht wahr?" entgegnete die Gräfin Liljekors, welche in ihrem Boudoir mit der alten Gouvernante allein bei der Arbeit saß.

„Richtig!" antwortete die alte Dahl, „richtig, Gräfin, gerade über Fräulein Lina wollte ich reden. Sie wollen sie bei Hofe präsentiren? Haben Sie wohl die Folgen dieses Schrittes bedacht?"

„Ja, gute Dahl das habe ich; aber Du gute Seele siehst wohl ein, daß ein Fräulein Liljekors wenigstens einmal in den Zirkel eingeführt werden muß, in welchen sie ihrer Herkunft zufolge gehört?"

Die alte Dahl lächelte mit traurigem Ernste. „Glauben sie denn, daß Fräulein Lina nicht sicherer Freude und Glück finden würde, ohne daß sie in diesen Zirkel eingeführt wird? Sie selbst meine Gräfin, wurden dort in ihrer Jugend eingeführt—haben Sie dabei gewonnen oder verloren?"

Die Gräfin antwortete nicht, sondern seufzte tief.

„Verzeihen Sie, meine Gräfin!" fuhr die Gouvernante fort, „ich kämpfte dagegen an, als Ihre Frau Mutter Sie einführen wollte; ich will keine alten, vielleicht verharschten Wunden wieder aufreißen; jetzt aber kämpfe ich dafür, um Ihrer Tochter die Einfachheit und Zufriedenheit — daß heißt: die größten Reichthümer, die sie besitzt — zu bewahren."

„Aber, gute Dahl!" sagte die Gräfin mit verlegenem Lächeln, „Du richtest zu streng; bedenke nur: ein Fräulein Liljekors, die Erbin von Liljewik, die Letzte in einer Familie, welche seit undenklichen Zeiten die Umgebung des Königes gebildet hat — sollte sie Societät, wohin sie gehört, und schlecht weg nur die Tochter ihrer Mutter bleiben und zuletzt vielleicht einen ehrlichen Capitain heirathen, der sich Jahr aus Jahr ein um Nichts, als um seine Landwirthschaft bekümmerte? — Liljewik würde zwar dabei gewinnen, daß aber Lina dann gerade glücklich werden sollte, ist mir nicht so klar."

„Sie malen sehr gut, Gräfin," sagte die Gouvernante, „meine Meinung ist jedoch nicht so. Fräulein Lina muß die Welt sehen, mag sich frei umsehen; doch eben darum wünsche ich nicht, daß sie schon jetzt in so früher Jugend in einen Kreis gebracht würde, wo die tausend Bande der Etikette sie für immer fest ketten, wo ihre Eitelkeit zu verdoppelter Thätigkeit erwachen muß, wo sie mit einem Worte sich selbst und die Welt, welche sie umgibt, falsch beurtheilen lernt. Sagen Sie mir," fuhr die Alte eifriger fort, „sagen Sie mir, wie kann ein junges Mädchen, das mit einem Male aus dem Reiche der Unschuld geweckt und an einen Hof geworfen wird, sich etwas anderes vorstellen, als daß auch dort unter der schönen Oberfläche etwas Schönes verborgen liegt? und Sie, meine Gräfin müssen doch wohl gestehen, daß dies gewöhnlich nicht der Fall ist und nicht leicht der Fall sein kann? An einem Hofe ist für den, der sich einmal dorthin begeben hat, Alles zu gewinnen und Alles zu verlieren; das dortige Leben ist ein fortgesetztes Spiel um Tod und Leben, und es ist nothwendig, den Mitspielenden seine Karten zu verbergen.—„Kein Bruder im Spiele," sagt das Sprüchwort, und „kein Freund an einem Hofe" ist

ein nicht unwahrer Zusatz. Selbst um den edelsten König sammelt sich eine Schaar Glücksſucher, und wenn ihnen auch ihre Pläne nicht gelingen, wenn der Scharfblick des Königs die Schale des Eifers und der Treue, die sie tragen, durchdringt, so umgeben sie ihn dennoch, sind so zu sagen am Hofe einmal domesticirt, und ein Fremdling wird sie für gut, für edel halten, weil er nicht gewohnt ist, hinter den Sternen die Erbärmlichkeiten zu sehen. Ein solcher Fall trifft mit Fräulein Lina ein; sie wird nach und nach in den Wirbel kommen und nach und nach damit beginnen, das Herz so freudeleer zu finden—dieses Herz, das jetzt so freudevoll ist; sie wird dort vergebens zu erforschen suchen, was das eigentlich ist, das ihr fehlt—sie wird glauben, daß, was ihr fehlt, nur Zerstreuung ist, während ihr doch eigentlich Friede und Ruhe geflohen sind; sie wird Schmeicheleien suchen, weil sie nicht im Stande ist Freundschaft zu erhalten; sie wird sich selbst verstellen, weil Andere sie dazu zwingen, und endlich wird sie eine Verbindung für das ganze Leben schließen, aus dem einzigen Grunde, weil es doch endlich eine Variation, etwas Neues—vielleicht das ist, was ihr leeres Herz ausfüllen könnte. Das ist jedoch nicht der Fall: Der Mann ist ein kluger Mann, der wohl berechnet hat, was Liljewik werth sein kann, oder wenigstens ein solcher, der Fräulein Lina heirathet, weil sie den ganzen Hof charmirt hat, und er unter seinen Kameraden die gefeiertste Gemahlin haben will. Nun, Frau Gräfin, erkennen Sie das Gemälde?"

Das bleiche Antlitz der alten Gouvernante trug das Gepräge eines feierlichen Ernstes, und die Gräfin saß dort stumm, mit gesenkten Blicken.

„Ich habe Sie vielleicht verletzt, Gräfin," sagte die Alte, und legte ihre Hand in die der Gräfin, „doch ich bin alt, und sie über das Alter der Leidenschaft hinaus; wir können beide mit Ruhe auf die Vergangenheit zurückblicken. Es war nicht Ihre Schuld, daß sie in dem Hofgetümmel Ihrer ersten Liebe vergaßen, daß Sie vergaßen, wie Sie, ohne es zu wissen, Ihrem Lebensglück in den Armen eines edlen Mannes entsagten; es war nicht Ihre Schuld, daß Sie statt dessen die Gattin eines Mannes wurden, der Sie nur als eine Art Rarität besitzen wollte, um mit Ihren Reizen und Ihrem Witze zu brilliren, da ihm selbst Beides fehlte; es war nicht Ihre Schuld, daß Sie, da Sie Mutter wurden, Ihre erste Schönheit verloren, da Sie da auf einmal ihre einzige Freude zu Hause fanden — daß Sie also wurden, wozu Sie geschaffen waren, eine gute Hausmutter: — das alles war die Schuld der Natur, die Ihnen ein gutes Herz gegeben hatte; doch da verstieß Sie der unterthänige Mann, da entsprachen Sie nicht mehr seinen Plänen; er wollte eine Staatsfrau lieben und keine Hausmutter.

Sie verlebten als Gattin traurige Jahre, als Mutter dagegen frohe und glückliche; Sie wurden Wittwe; — noch einmal besuchten Sie den Hof; dort war Alles so kalt, so fremd — kein einziger von Allen, die Sie einst umflatterten, schien sich Ihrer noch zu entsinnen; Sie waren von Allen vergessen, und ohne Trauer kehrten Sie mit Ihren Kindern hieher zurück. Jetzt wollen Sie Ihre einzige Tochter in die Welt hinauswerfen, welche Sie selbst verlassen hat? Wollen die erbärmlichen Tagediebe zwingen, die Tochter zu bewundern, nachdem sie die Mutter vergessen haben? Aber denken Sie an die Kälte auf den Höhen, und glauben Sie nicht, daß es dort oben wie ein Feuermeer in dem Glanze der Gnade glüht; es ist doch nur Eis — glattes Eis, das unsicher ist und mit einer dünnen Rinde tiefe, unergründliche Klüfte bedeckt. Lassen Sie Fräulein Lina noch ein Jahr zu Hause, machen Sie dann Reisen zu Ihrer Familie und Ihren Freunden, zeigen Sie ihr im Vorbeigehen bisweilen den Hof; präsentiren Sie sie nicht ganz dahin; lassen Sie sie mit einem Worte sehen, doch nicht erfahren; lassen Sie sie einen ähnlichen Cours in der Welterfahrung, wie Sie ihn selbst durchgemacht haben, studiren, doch nicht durchleben."

Die Gräfin saß lange still; endlich schlug sie die Augen auf und blickte mit milder Wehmuth auf ihre alte Lehrerin, die einzige Freundin, die ihr während ihres ganzen Lebens treu geblieben war. — „Du hast Recht, gute Dahl; doch ich habe meinem Schwager, dem Hofmarschall,

mein Wort gegeben, und wir müssen nach Stockholm reisen; Lina muß bei Hofe präsentirt werden; doch weiter soll es nicht kommen,—sie soll nicht dort bleiben. Bist Du nun zufrieden, Du strenge Sittenpredigerin?"

„Ja, Gräfin! nun bin ich zufrieden," antwortete Mamsell Dahl und drückte die Hand der guten Gräfin.

3.

Der Abschied.

Die Eremitage lag im Parke versteckt. Es war ein kleines Lusthaus, auswendig mit Rinde und Reisig bedeckt, eine einfache und ärmliche Hütte; doch im Innern war ein prächtiges Zimmer mit Gold und Seide und mit einem türkischem Teppich über den Fußboden. Die Vorderseite der kleinen Hütte war dem Parke zugewendet; auf der andern Seite aber war ein Balkon, der sich über einen Berghang streckte, eine offene Veranda, von welcher man die Aussicht hatte über den kleinen mit Inseln übersäeten Landsee, der sich gleichsam zwischen den grünen Ufern hindurchschlängelte.

Es war ein Morgen im Mai, die Thautropfen hingegen noch auf dem Grase und der Himmel erröthete dort im Osten noch wie eine junge Braut als der Magister Lindman durch den Park schritt und in die Eremitage trat.

Dort verbrachte der Jüngling fast immer seine Freistunden; auch jetzt hatte er ein Buch in der Hand, doch las er weniger als er träumte, und seine Blicke fielen nur selten auf das Buch, sondern irrten über die schöne Landschaft hinweg. Sein Inneres stand in Harmonie mit der schönen Welt, die ihn umgab; in seiner Seele spiegelte sich alle Freude ab, welche die Natur um ihn her aussprach, alle Ruhe, welche in dem Charakter der Landschaft lag. So lange man jung ist, lebt man noch im Naturleben, man ist noch nicht losgerissen aus diesem Zauberkreise, den die Schöpfung um ihre eigene Krone, den Menschen, geschlungen hat.

Wir werden allmälig kalt, wir bauen uns eine neue Welt mit neuen Freuden und neuen Schmerzen und halten uns für außerordentliche Weise, weil wir sagen können: seht! diese Welt unsre eigene Schöpfung. Doch noch ist eine Zeit, und wir fallen in den Tagen des Alters wieder mit der Natur zusammen — nicht mit der sinnlichen, äußern, vernehmbaren, sondern mit der, welche in unsrer Jugend in dunkeln Ahnungen, in ungeordneten Gedankenbildern unserm inneren Auge vorschwebte.

So saß Lindman an diesem Morgen und dachte an — man meint vielleicht: an die Zukunft. Nein, weit gefehlt; er dachte an die Gegenwart und wagte es nicht, einen Gedanken in die künftige Zeit verirren zu lassen; sie war ja so dunkel, und dagegen lag die Gegenwart im Sonnenlichte und glänzte gleich der Landschaft, die er von der Veranda schauete.

Leise ging die Thüre auf, und Fräulein Lina's lächelndes Antlitz blickte herein, strahlend von Gesundheit und Fröhlichkeit; das schöne Mädchen schlich sich auf den Zehen in die Eremitage und stand in wenigen Augenblicken hinter dem Jünglinge; sie lächelte schelmisch, streckte die Hand aus und ergriff das Buch. — „Woran denkt der Herr jetzt?" fragte sie lachend.

„Sind Sie es, Lina?" sagte der Jüngling und sprang auf.

„Ja gewiß, guter Lindman; wissen Sie, ich ging hieher, um Sie zu treffen," fuhr das Mädchen fort, „nun sehen Sie nur nicht so verwundert aus, daß ich, ein Mädchen, Sie am Ende des Parkes aufsuche; ja, sehen Sie, einzig und allein um Ihretwillen kam ich hieher!"

„Dank, Fräulein Lina!"

„O, nicht Ursache zu danken! ich komme, um Ihnen eine Freude zu machen; die Freude ist nur halb, wenn man sie nicht mit einem Freunde theilt, und Sie sind ja mein Freund — mein bester Freund — nicht wahr, Lindman?"

„Ja, bei Gott, Ihr bester Freund!" flüsterte der Jüngling.

„Ja, ich weiß es, Sie sind mir gut, weil ich Ihnen gut bin, ja, ich bin Ihnen sehr gut, Sie sind so klug, so gut, Sie haben dem jungen Mädchen manchen guten Rath ertheilt, ja Sie sind mir gut. Doch nun zu der frohen Neuigkeit: nicht wahr, Sie freuen sich mit mir?"

„Ja gewiß, Fräulein, alles was Ihr Glück ist, das ist auch das meinige.“

„Nun gut, Lindman, so freuen Sie sich denn! Ich reise in acht Tagen nach Stockholm, und werde bei Hofe präsentirt!“

„Bei Hofe?“ fragte Lindman, ohne daran zu denken.

„Nun, nun, Lindman! sehen Sie nur nicht so düster aus, denn ich freue mich. Ich bekomme den König, die Königin und die ganze königliche Familie zu sehen; bedenken Sie: ich, ein kleines Landmädchen, soll mich wie eine große Dame in den königlichen Gemächern bewegen, — ach! und mit sein bei Bällen und Spektakeln und Musik hören;—nun, Lindman, freuen Sie sich nicht?“

„Die Nachricht von Ihrer Reise freut mich nicht so sonderlich,“ meinte Lindman einsilbig.

„Mein Gott, Lindman, wir bleiben nur vierzehn Tage weg; wir denken so lange an einander, und dann — und dann sehen wir uns wieder.“

„Aber der Hof? Ich glaube nicht, daß Sie für den Hof passen; eine schöne frische Wiesenblume paßt nicht gut zu den dortigen Orangeriegewächsen.“

„Sieh da,“ lachte das Fräulein, „sieh da, habe ich nun den Anfang desselben Liedes, das mir die alte Mamsell Dahl gestern Abend vorsang;—guter Lindman! reden Sie nicht so! sein Sie froh, wie ich, glauben Sie mir, ich halte es dort oben nicht lange aus—ich bin so glücklich hier!“ sagte sie, und eine feine Röthe ergoß sich über ihre Wange.

„Nein, weit entfernt, gutes Fräulein,“ sagte der Jüngling, ich vermisse Sie, — daher eine kleine Unruhe; — doch Sie kommen bald zurück?“

„Ja, Lindman, bald, sehr bald,“ nickte das Mädchen.

„Und da haben Sie mein nicht vergessen?“ fuhr der Jüngling fort.

„Nein nie, nie, guter Lindman! Seien Sie nun nur nicht traurig,“ fuhr sie nach kurzer Unterbrechung fort, „sein nun Sie nur nicht traurig, sondern denken Sie bisweilen an mich, denken Sie bisweilen an Lina!“–das Mädchen unterbrach sich selbst, sie schien zu überlegen; endlich fuhr sie fort: „ich habe mit mir selbst die ganze Nacht über eine Sache nachgedacht, wissen Sie, Lindman, diese Reise habe ich ganz für eine Römerreise angesehen; es ist kindisch, oder wie? es sind ja bis Stockholm nur drei und zwanzig Meilen, und Mutter sagt, das geht mit bestellten Pferden und eigenem Kutscher wie ein Tanz;—aber dennoch ist es mir, als wäre es — als wäre es ein unendlicher Weg, und ich müßte in Ewigkeit von hier sein. Guter Lindman! ich prüfte mich selbst, um die Ursache zu finden; ich fand sie, und nun, mein treuer Freund, sehen Sie nur nicht so betrübt aus! — und ich faßte einen Entschluß. „Wir reden aufrichtig, Lindman,“ begann sie nach einer Pause,—„wir reden aufrichtig, wie zwei Freunde thun müssen,—ich bin sehr oft unvorsichtig gewesen, — habe Ihnen mehr gesagt, als ich hätte sagen sollen,—Dank, Lindman! daß Sie mit keinem Worte, mit keiner Miene meinen Gedanken Luft gaben; es ist ohne ihre Schuld geschehen; ist ein Fehler begangen, so hab ich's gethan; aber ich habe etwas bemerkt, wofür Sie nicht können. Nun gut, Lindman! wie dumm ist es, nicht gleich reine Sprache zu reden; da habe ich mich mit der Einleitung eine Viertelstunde gequält; nun gut, Lindman! es ist uns beiden klar!“

„Was denn?“ fragte der Jüngling mit weicher Stimme.

„Ja, Lindman,“ sagte das Mädchen und nickte ernst und ein wenig zitternd „wir lieben uns — lieben uns vielleicht mehr als wir nur sollten.“

Lindman zog das schöne Mädchen ohne ein Wort zu sagen an sich und drückte einen Kuß auf ihre Stirn; sie aber reichte ihm in kindlicher Unschuld ihre Lippen. „Dank, Lina!“ sagte der Jüngling, welcher aus dem Rausche des Augenblicks zu erwachen schien, ewigen Dank!“

„Vielleicht,“ sagte das Mädchen ernst, und ein Paar klare Thränen glänzten in ihren Wimpern, „vielleicht that ich Unrecht, daß ich Sie küßte, Lindman; aber das mag sein, ich habe alles überlegt, ich konnte mich nicht von Ihnen trennen, ohne Ihnen ein sicheres Ze-

chen, eine Bürgschaft meines Herzens zu geben. Es ist Unrecht, Lindman, ich weiß es," fuhr sie stark erröthend fort, „aber es ist auch Recht;" sie schüttelte den Kopf, „ich verstehe mich selbst nicht; aber es ist Recht, obgleich ich weiß, Mutter und Mamsell Dahl würden es für eine große Sünde halten, daß ich Jemanden liebte; aber Recht ist es dennoch, denn ich besitze mich ja selbst. Wir sind Freunde, ja Freunde. Leben Sie wohl, Lindman! nun weiß ich, daß Sie mich nicht vergessen. Um vierzehn Tage bin ich wieder hier," fuhr sie fort, als sie schon in der Thür stand, um zu gehen," versprechen Sie mir, Lindman, daß wir dann wieder sind, was wir bisher waren — Freunde — blos Freunde!" Das Mädchen verschwand, und Lindman blieb gleichsam in einem Traume sitzen.

5.

Die Vergebung der Kirche.

Vor dem Klintorper Tingshause war eine große Versammlung von Menschen, welche eine lange Zeit gleichsam von einer unsichtbaren Macht in einem weiten Kreise um einen Pfahl, der seine aufgesprungene und bemoos'te Spitze über die Leute erhob, zusammengehalten worden waren; jetzt begann es in den Massen laut zu werden und sich zu bewegen, die Bezauberung war gelöst, und da der Volkshaufe sich theilte, sah man einen Mann von mittleren Jahren an dem Fuße des Pfahles stehen und Almosen in seinem Hute entgegen nehmen. Das Aeußere des Mannes verrieth Schmerz, Demüthigung und Wuth in einer wunderlichen Vermischung mit Reue, welche einige Thränen auf der welkenden Wange hervorpreßte.

„Armer Lars Anders!" sagte eine alte Frau, „das alles für eine halbe Kanne Milch." — „Und diese gab er seiner Frau, damit sie nicht verhungerte," fuhr eine jüngere Frau fort und wischte sich mit der Schürze die Augen. „Es ist doch Unrecht, einen Armen so zu strafen, weil er ein wenig zu essen nimmt, wenn er nichts bekommen kann," sagte ein Bauerknecht, der in diesem Augenblick einige Kupfermünzen in den Hut des Delinquenten geworfen hatte. — „O, hol' der T— alle Diebe!" meinte ein ältlicher Bauer, „ich wollte, sie wären alle aufgehängt, das thut dem Körper gut!" — „O ja," antwortete die alte Frau, „Ihr könnt so sagen, weil Ihr reich seid: doch Eure Kinder können auch arm werden, und vor der Thür des reichen Mannes betteln, wie Lars Anders, und nichts bekommen — ich kenne den Lars Anders, er ist ein guter Mann, er thut keinem Wurm etwas zu Leide, und sein einziger Fehler ist, daß er sich verliebte und so mit einem Male eine Frau nahm, und daß dann Mißwachs eintraf, und daß er sich dann unter diesen Geizhals gab, diesen Schulzen in Klinta, der keinem Menschen das Leben gönnt." — „Ihr habt Recht, Mutter, der Schulze in Klinta ist mir gerade der Rechte, der ist ein Igel, der von dem Schweiß und Blut des Armen lebt," sagte der Bauerknecht und ballte die Faust im Zorne. „Ich kenne ihn — er war der, welcher meinem Vater die Hufe nahm, und darum bin ich nun ein armer Knecht, der nichts sein nennen kann." — „Armer Lars Anders!" ging es durch die ganze Volksmasse, als der Bestrafte in das Gefängniß zurückgeführt wurde.

Lars Anders hatte seine Strafe ausgestanden, um sich selbst zu verbessern, und um Andern eine Warnung zu geben: das ist ja die Absicht des Gesetzes, wenn dasselbe je eine Absicht hat? Doch beide Theile waren fehl geschlagen: Lars Anders war nicht verbessert, sondern hatte erst jetzt die Bekräftigung des Staates erhalten, daß er ein Verbrecher wäre und bleiben sollte, — und die Warnung war keine Warnung, weil die Strafe keinen Abscheu gegen das Verbrechen, sondern gegen ein grausames Gesetz, Haß und Verachtung gegen die menschliche Gerechtigkeit hervorrief, weil diese aufgehört hatte, es zu sein und sich herabgesenkt hatte zu einer Art von Selbstrache, die da schädlich ist, weil sie zweckwidrig und fehlerhaft, weil sie schädlich ist. Wir sehen es bei jeder Bestrafung, wie das Volk dem Verbrecher ein Scherflein in den Hut wirft und ihn bedauert, anstatt daß es das Verbrechen sollte verabscheuen lernen; und das Volk handelt hier instinktmäßig; es bezahlt freiwillig seine Kupfermünzen als Schmerzensgelder, weil es fühlt,

daß die Strafe ein Unrecht, aber glaubt, daß es ein nothwendiges Uebel ist.

Am folgenden Sonntage stand derselbe Mann aber eben so bleich und eben so düster, auf dem Gange der Klintorper Kirche; er sollte wieder aufgenommen werden in die Gemeinschaft der Kirche — ebenfalls ein verunglückter Versuch; erst jetzt wurde er aus der Gemeinde gestoßen; erst jetzt war ihm auch das Insiegel der Kirche über sein Verbrechen auf die Stirn gedrückt worden,—er war mit der Kirchenbuße im nämlichen Augenblicke, da der Geistliche ihn nach der Agende in den Kreis seiner Brüder aufnahm, aus demselben verstoßen. Man hält sich an die Worte, übersieht jedoch ganz die Wirkung, und die Kirchenbuße ist nicht eine Wiederaufnahme in die Gemeine, sondern nur der letzte Fluch, den die bürgerliche Gesellschaft über das Haupt des Verbrechers wirft, und der so schrecklich zurückprallt und das moralische Leben der Gesellschaft meuchelt. Eben dieselbe Volksmasse war auch hier anwesend; doch das Mitleiden war erloschen und man vermied den im Gotteshause gestempelten Verbrecher mehr, als den nur von dem Gesetze gebrandmarkten Mann; in diesem letzten Falle wurde er nur vor dem Volke in seiner Eigenschaft als Staatsbürger erniedrigt, in dem andern jedoch auch als Christ; in dem einen wurde der Körper bestraft, in dem andern dagegen die Seele.— Es liegt eine verfeinerte Grausamkeit in dieser Art, die Schande bis in das Unendliche auszudehnen, und den Verurtheilten vor den Altar zu führen, damit er sich schäme; und das alles geschieht, um Barmherzigkeit zu üben, um, wie man sagt, ihn als ein Mitglied in den christlichen Brüderbund aufzunehmen. Man muß hier nothwendig fragen: wann wurde er ausgestoßen aus diesem Bund? Ist nicht auch der Verbrecher ein Christ, und hat nicht auch er Recht, in dem Worte Gottes Trost und Besserung zu suchen? und so lange er dieses Recht hat, so lange ist er auch ein Bruder in Christi Kirche, wenn auch ein gefallener Bruder, dem es mehr als irgend einem Andern Noth thut, ein Mitglied unserer Gemeine zu sein, und zwar eben darum, weil er gefallen ist und weil man ihm wieder aufhelfen muß. Einen zum Verbrecher gewordenen christlichen Bruder in die Gemeine wieder aufnehmen ist also ein höhnender Spott, eine heuchlerische Barmherzigkeit, erfunden um niederzubeugen und zu zermalmen statt zu erheben und zu heilen. Man sieht daher auch oft, daß verhärtete Bösewichter weit mehr vor diesem Akte der Barmherzigkeit beben, als vor der Unbarmherzigkeit des Gesetzes— eine Strafe zu leiden, so entehrend sie auch sein mag, ist denn doch wenigstens eine Art, seine Schuld zu bezahlen; aber gezwungen zu sein, eine Gnadengabe anzunehmen, deren man nicht bedarf, und die man nie begehrt hat, bei den Brüdern wiederum in eine Art von Schuld zu kommen, und das noch obenein durch eine Erniedrigung, die um so härter ist, als ihr kein Mitleiden folgt—das verletzt den Schuldigen oft mehr als alle äußern Strafen.

Lars Anders war wieder frei. Nachdem die Leute aus der Kirche geströmt kamen, setzte er sich auf dem Kirchhofe nieder und blickte in Nachdenken verloren hinaus in die Ferne; von Hause hatte er seit seiner Wegfahrung durch den Vogt keine Nachricht erhalten—der Arme vermißte auch die Communikation mit den Seinen. Lars Anders saß und dachte an sein Weib und an seine kleine Kinder. Jetzt komme ich verachtet und elend wieder nach Hause zu Anna Stina," sagte er zu sich selbst, „doch sie verachtet mich darum nicht — sie kennt meine Gesinnung und wird mich dennoch lieben; denn ihretwillen habe ich gelitten." Ein Gefühl voll Frieden schlich sich durch die Seele des Friedlosen, da er fand, daß es doch noch eine Person gab, die ihn nicht verließ.

„Anna Stina" fuhr er mit sich selbst zu reden fort, „Anna Stina hatte reichere Freier als mich, und dennoch war sie mir gut und redete so freundlich mit mir, wenn wir uns an den Sonntagsabenden und in der Spielstube trafen; da tanzte ich mit Anna Stina, dem armen Kinde, und glaubte nicht, daß ich sie unglücklich machen würde; — doch nur zu! das ist nun einmal so. Wenn ich nun nach Hause komme, so will ich meiner Anna geloben, daß ich mir die Strafe zu einer Warnung nehmen will, und so wird sie sich hinsetzen und mich trösten und mir etwas vorlesen. Anna Stina

lies't viel besser denn ich — sie hat in der Kirchenschule lesen gelernt; — ich aber habe mich in allen meinen Tagen mit allem so durchschlagen müssen. Soll ich dem Schulzen verzeihen? — o ja — das kann ich gerne thun, ich habe die weltliche Strafe gelitten, er aber hat die seinige zu erwarten, wenn er stirbt, und Anna Stina sagt immer: „liebet die Euch hassen!" das will ich thun um ihretwillen. Der Schulze," fuhr er nach einigem Bedenken fort, „überredete mich, den Kathen zu nehmen; das that ich, um einen Erdlappen zu bekommen, auf dem ich mit Anna Stina sitzen konnte; — dann ließ er mich arbeiten und gab mir nichts, und wenn ich ein wenig Mehl oder dergleichen bekam so schrieb er es in ein Buch; — doch für meine Arbeit hatte er kein Buch, — und so war ich ihm ziemlich viel schuldig, und so wurde ich kränklich und Anna Stina auch, und so pfändete er mich aus und ließ mir nichts.

Da wurde ich wie verrückt und ging umher und that nichts; — so wurde Anna Stina krank und bekam einen Jungen. Da ging ich zum Schulzen und bat ihn um einen kleinen Vorschuß, da aber kehrte er mich aus und sagte, was er gepfändet, reiche nicht hin, und so wurde ich ärgerlich und dachte — nur zu! und so wurde ich ein Dieb, — o ja, das alles weiß ja Anna Stina jetzt, wenn ich's ihr auch nicht erzählt habe."

So saß Lars Anders den ganzen Nachmittag und fing immer wieder von vornen an, sein Leben zu durchwandern; er stieg die Treppe hinab, die ihn zum Verbrechen geleitet hatte, um die Stufen zu zählen und wieder herauf kommen zu können. Der Abend kam, und noch immer saß Lars Anders dort; er wollte erst spät in seinen Waldkathen zurück wandern, denn er fürchtete Leute auf dem Wege zu treffen — heute, da er auf dem Schandschemel in der Kirche gestanden hatte. Der Küster kam den Fußsteig heraufgegangen, der sich zwischen den Gräbern hinschlängelte: er wollte in die Kirche, um Fenster zuzumachen, die man während des Gottesdienstes geöffnet hatte, und die bis jetzt offen gewesen waren. Lars Anders wollte sich hinweg schleichen; doch der Küster rief ihn zu sich.

„Lars Anders! was gehst Du und lauerst hier?" „packe Dich, denn im Küsterhofe ist nichts zu suchen."

„Bester Vater Küster!" entgegnete der Mann sich bückend; „ich will nach Hause gehen, sobald es dunkel wird; aber sehen Sie, nun am hellen Tage will ich nicht gehen, ich könnte vielen von meinen alten Freunden begegnen — und — sie wollen jetzt nichts mit mir zu thun haben; ach, Vater Küster! lassen Sie mich hier, bis es ganz dunkel ist; ich komme doch wohl noch nach Hause ehe es Nacht wird, es ist ja nur eine halbe Meile bis zum Kathen."

„Nach Hause gehen?" fragte der Küste verwundert.

„Ja, nach Hause, Vater Küster zu Anna Stina und den Kindern."

Der Küster trat einen Schritt zurück; ein bitteres Gefühl des Mitleidens stach ihm wie ein Dorn in die Brust; nun Lars Anders, was willst Du denn dort?"

„O ja, Sie können Recht haben, Vater Küster, ich habe nirgends etwas zu thun; überall komme ich zu Schande und Schaden; — aber Anna Stina, das arme Weib, wird sich dennoch freuen."

„Wird sie sich freuen?" fragte der Küster, „ich glaube nicht, daß Du Anna Stina triffst."

„Wie so?" fragte Lars Anders mit zitternder Stimme.

„Ja, siehst Du, Lars Anders," sagte der Küster, „sie ist nicht mehr zu Hause."

„Wo denn in Gottes Namen?" fragte der Angeredete mit steigender Angst.

„Ja siehst Du, Anna Stina war krank, da Du auf's Schloß fuhrst."

„Ja ich weiß; aber das war, weil sie den Jungen bekam."

„Und siehst," fuhr der Küster fort, „sie wurde späterhin kränker, und —"

„Und?" fragte der Verstoßene mit dem kalten Schweiße auf der Stirn und weit geöffneten Augen, „und?" —

„Lieber Lars Anders, sie ist bei Gott und das kleine Kind ebenfalls."

Ohne ein Wort zu antworten, schlug der

Mann die Augen zu Boden und ließ die Hände gleichsam gelähmt an den Seiten hinabfallen; so stand er, bis ihn der Küster ergriff, ihn rüttelte und rief: „Hörst Du, Lars Anders!"

„Ja -- ja, was soll ich?"

„Du sollst zu Gott beten, da erhältst Du Trost und Hülfe!"

„Ja! — ich will beten — ja, das will ich," sagte der Zermalmte ohne etwas zu denken. „Wo liegt sie?"

„Hier, Lars Anders! dieser Sandhügel neben dem Gange ist ihr Grab; sie starb im Winter, verstehst Du, jetzt aber ist es Frühling."

„Ja, es ist Frühling," sprach der Mann nach, nnd ließ die Finger durch das Haar gleiten, als wollte er den Kopf abkühlen dadurch, daß er die verwirrten Locken zertheilte, — und nun taumelte er zu dem Grabe und setzte sich auf den Sandhügel.

Der Küster ging und vergaß bei seinen Amtsgeschäften bald des armen Lars Anders, der in der kühlen Abendluft draußen auf dem Grabe seines Weibes und seines kleinen Kindes saß. Im Allgemeinen sind wir keiner lange dauernden Gefühle mächtig; unser Gebet ist oft nur eine augenblickliche Begeisterung, zu vergleichen mit demjenigen, was wir bei der Anhörung eines schönen Chorals empfinden, und unsere Theilnahme für Andere ist eine Thräne, die eben so bald wegfällt, als sie sich bildete — so sollte es aber doch eigentlich nicht sein, denn unser ganzes Leben sollte ein Gebet in der Handlung, und unsere Theilnahme kein weinerlicher, kraftloser Liebestraum sein, sondern eine frohe, lebensfrische und wache Liebe, welche liebt, bedauert, erhebt u. tröstet, ohne selbst niedergedrückt zu werden. Lars Anders war dader in eben dem Augenblicke vergessen, da der Küster ihn nicht mehr sah.

Dort saß er nun ohne Gattin, ohne Heimath und ohne Ehre — ohne alles, wenn man das Leben ausnimmt.

In seinem Innern war eine große Verwirrnng, tausend wechselnde Bilder drängten sich hinter einander her, häuften sich auf zu unbegreiflichen Gestalten; doch alles war so dunkel, so düster und so todt. Da erwachte in dem Manne ein tief begrabenes Naturgefühl — die Rache erwachte in ihm und kämpfte mit den leichtern Mächten, die ihn im wohnten. Wir armen Menschen können die Vorsehung in ihrem Gange nicht hemmen; unser Schicksal, mag es von uns selbst, oder von Andern, oder von dem Ungefähr (wenn es je ein solches gegeben hat) gebildet worden sein, wächst neben uns auf und trägt, je nach der Art des Baumes, süße oder bittere Früchte, und ist die Frucht bitter, so fluchen wir dem Baum, so rächen wir uns an demjenigen, was wir erreichen können, weil wir nicht vermögen, uns an der Kraft zu rächen, welche außer uns, in unsern vorhergegangenen Handlungen, Gedanken und Gefühlen liegen, die uns mit Centnerschwere hinabdrücken. So erwacht die Rache in der Seele des Verstoßenen, des Verbrechers.

Dennoch war es, als wenn eine Stimme aus dem Grabe ihm etwas zuflüsterte; aber ihm wurde es leichter um das Herz und er dachte: „das sieht Anna Stina, welche hier liegt, nicht gerne — und auch das Kind nicht, das auf ihrem Arme schläft; ich will redlich vor dem Herrn wandeln, so treffe ich dereinst Anna Stina und das kleine Kind, welches ich hier kaum gesehen. Aber soll der Schulze ungestraft bleiben"—so klang eine andere Stimme, die mit ihm redete — „ungestraft und von Allen geehrt? nein, nein! in Ewigkeit nein! das ist Unrecht!"

Die Nacht zog ihren Schleier über den Himmel, ein sanfter kühler Wind säuselte in den Bäumen, die Spitze des Glockenstuhles stand wie ein schwarzer Rand am Horizonte — noch immer saß er auf dem Grabhügel und las kleine Steine aus dem Sande auf und zählte sie, indem er den Mund mechanisch bewegte. Noch wälzten sich düstere und leichte Gedanken in ihm; doch endlich stand er mit einem plötzlichen Sprunge auf und blickte wild in die Dunkelheit hinaus. „Ha, ha, ha!" lachte er endlich und stampfte auf das Grab, noch ist's nicht zu Ende; aber," fuhr er ein wenig ruhiger fort und faßte nach der Stirn: „aber!"

„Nur zu!" rief er zuletzt, und eilte hinweg von dem Kirchhofe, als würde er von einem Geiste verfolgt.

Ein paar Stunden später kam ein reitender Bote zum Küster, und bat ihn, Sturm zu läuten; es brannte beim Schulzen zu Klinta. Die Glocken tönten durch die Nacht, und sieh! dort jenseit des Waldes war eine große Feuersbrunst, denn ein starker dunkelrother Flecken spiegelte sich am Himmel; es war ein großes Feuer beim Schulzen in Klinta.

Doch auf einem Felsen am Waldsaume saß ein Mann und betrachtete mit verwirrten Blicken das Feuerwerk, im Thale; es leuchtete so stark bis an den Ort, wo er saß, daß er in dem Gesangbuche hätte lesen können, wenn er ein solches gehabt hätte. „Es brennt gut," murmelte er bei sich selbst. „Wäre ich nun in den See gesprungen, so hätten sie mich im Walde begraben, nun aber geschieht das auch — o, das ist nur noch ein wenig mehr Schande, was thut das? indessen wird mich doch der Priester zum Tode vorbereiten, und auch ich kann selig werden — ha, ha, ha! — da mache ich diesem Schulzen in Klinta ein Spektakel! — er wird es nimmermehr — denn der Teufel war schon da — da unten — es war ein kleiner schwarzer Teufel, nun soll er schmecken, wie Feuer schmeckt, der Geizhalz, der Blutsauger! der kleine Teufel hatte Feuer bei sich und half mir. — Es ist aus," sagte er endlich — „dort kommt die Sonne empor, ach so schön! hier im Walde zwitschern die Vögel; — nun geh' ich zum Distriktsrichter. Es ist bald zu Ende — nur zu!"

Auf der andern Seite des Dorfes liegt ein Waldhügel, der noch in diesem Augenblicke nicht angebaut und mit Wachholderbüschen und hohem Haidekraut überwachsen ist, welches in jedem Frühlinge hellgrüne Blätter und herrliche, kaum bemerkte Blüthen erhält. Hinter einem dichten Wachholderbusche, der einem gewaltigen, in einer Revolution der Vorzeit in mehrere Stücke zersprungenen Felsblocke gleichsam zum Schutze diente, lag ein schwarzbrauner Kerl ausgestreckt so lang er war und betrachtete mit seinen scharfen Blicken die brennenden Häuser im Dorfe.

„Ich möchte wohl wissen," sagte er, „was mein Teufelsjunge so lange da unten macht; er ist aber doch ein Satan und mit der Zeit wird er gut."

Bald ließen sich in dem Grase Schritte hören und ein Knabe von ungefähr fünfzehn Jahren kam durch das Dickicht gegangen. „Bist Du da?" fragte der Mann, „nun, wie geht's? kann ein armer Wanderer sich dahin wagen?"

„Der Henker auch!" sagte der Junge, „da unten ist's heiß und nicht viel zu haben — ich glaubte der verrückte Kerl sollte—"

„Still davon!" sagte der Mann.

„Ja, wie gesagt," fuhr der Junge fort, „ich glaubte, er sollte bleiben und sich kneifen lassen aber er ist zum Henker — ist nicht ergriffen, und wenn wir hinkämen, so könnten wir in Verdacht kommen."

„Verdammt!" murmelte der Mann, „das ist Deine Schuld, Du hättest — doch, laß mich nachdenken!"

Die redenden Personen waren der zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurtheilte Löf, der sich sonst auch Fredriksson oder Eldberg nannte, und sein Zögling, der kleine Fritz.

Als die Sonne aufging, da wanderten der Lehrer und sein Zögling ihres Weges; die Feuersbrunst hatte nichts eingebracht.

5.

Kunst und Natur.

Eine lange Reihe beleuchteter Zimmer ist ein herrlicher Anblick; unzählige Wachslichter und Lampen flammen von Kronen und Kandelabern, und ihr Schein bricht sich in tausend Farbenübergängen durch die Krystalle und wird zurückgeworfen von den Wandspiegeln und den Vergoldungen, welche Wände und Möbel zieren. Hie und da steht eine schöne Marmorgruppe, als wäre sie lebendig todt: eine Schöpfung, wo eine Seele in einer Marmorschale zu wohnen und nur auf eine Formel zu warten scheint, welche die Bezauberung lösen soll; und dort ist wiederum ein Gemälde, wo jede Figur sich von dem Gewebe erhebt, als wollte sie aus ihrem Rahmen in die Welt hinaustreten, um zu handeln; und dort sind einige chinesische Kleinigkeiten, ein Pfau von Elfenbein, ein Elephant von Porcellan und etwas Aehnliches, gleichsam um den Unterschied zwischen Kunst und Handwerk, zwischen Genie und Geschick-

lichkeit zu zeigen. Doch Alles in diesen Zimmern verrieth den Geschmack und das Schönheitsgefühl des Besitzers; von der Matte, die den Fußboden bedeckte bis hinauf zu der kostbaren Gypsdecke war jedes Einzelne nach dem Ganzen angepaßt — alles war Ueberfluß, aber nichts überflüssig.

Graf Liljekors war der gefeierte Besitzer dieser schönen Wohnung in Stockholm, und er hatte jetzt, im Juni, eine große Soirée bei sich, zu welcher er alles um sich her versammelt hatte was „la haute volee" Großes, Ehrwürdiges, Reizendes und Schönes bieten konnte.

Graf Liljekors war ein Mann von rein aristokratischer Denkungsart, er hielt den Adel und sich für eine nothwendige Stütze des Thrones und also auch des Staates, weil ein Staat ohne König in seiner Vorstellung ein Unding war; er zog eine scharf begrenzte und unübersteigliche Scheidewand zwischen den alten Kulturstaaten in Europa und dem neuen Kaufmannsstaate in Amerika; einen Grenzstrich, den er sich nie als übersteiglich und versetzbar denken konnte; er war mit einem Worte einer von diesen Leuten, die eine strenge geschichtliche Consequenz fordern und glauben, daß die Völker ihre Speise nur durch die Wurzel erhalten, nicht aber auch Licht und Wärme, Luft und Nahrung durch die Zweige und Blätter einsaugen. Der Graf war also ein Mann, von denen man nie zu viele finden kann, ein Mann, der Grundsätze hatte, der nicht von eigenen Absichten aus seiner Bahn gebracht wurde, und der nicht bald nach Hofgunst kroch oder nach Popularität haschte; er verachtete Beides und ging unabhängig von Beiden, u. daher auch von keiner derselben unterstützt, seine Bahn; aber er war reich, sehr reich, und daher kam es denn, daß man seinen Werth erkannte, obgleich man ihn auf der einen Seite für einen sonderbaren, auf der andern für einen hochmüthigen Mann hielt. Das Wahre aber war, daß er eine stolze Seele war, die sich nicht beugen konnte und die sich gehütet hatte, krumm zu wachsen.

Der Graf war conservativ in der edlen Bedeutung des Wortes; mag es sein, daß er Vorurtheile besaß, daß er oft des Prinzips wegen nicht nachgab, wenn er hätte nachgeben sollen; dennoch fußten alle diese Fehler auf einem edlen Grunde, und sowohl der König, als auch das Volk würden gewinnen, wenn sie viele solche Männe besäßen, die einst studirten und dann verblieben was sie waren, und nicht täglich Farben wechselten. In den Meinungskämpfen, welche fortdauern, während die Zwistigkeiten des Tages zu selbstbewußten Sätzen anwachsen, weiß eine Menge von Menschen mit schwachen Köpfen u. noch schwächern Herzen nicht recht, an welche Seite sie sich lehnen sollen, um eine Stütze zu erhalten, sie tappen also umher zwischen dem Throne und der Pöbelgunst, ohne von einem derselben unterstützt zu werden; — es wäre ein jämmerliches Schauspiel, wenn es nicht eine Naturnothwendigkeit wäre, daß sich bei jeder Gährung Gewürme bildet; nun aber kann dasselbe demjenigen, der in den fortgehenden Gährungs- und Reinigungsprozessen der Menschengeschichte forscht, interessant sein.

Doch Eins ist Recht: und dieses Eine wird durch unsre Ueberzeugung bestimmt, wie diese sich in unserer eigenen Seele ausgebildet hat, wie sie bei unseren Forschungen in unsrer eigenen Brust und in dem Kreise, in welchem wir leben, unserm Gewissen eingeprägt worden ist. Man kann für eine gewisse Zeit, für einen bestimmten Fall unbrauchbar werden; aber die Ehrlichkeit, die Festigkeit in Grundsätzen, — ja selbst der Eigensinn — ist doch immer bisweilen anwendbar und betrügt nie, weil sie sich nicht selbst verleugnet. So war der Graf Liljekors, der zu seiner Zeit schnelle Fortschritte machte auf der Bahn der Ehre, der sich aber jetzt lieber von den Geschäften zurückgezogen hatte, als daß er sich in eine neue Form beugte, die er entweder nicht hätte ganz erfüllen können, oder die er stets zu zersprengen sich bestrebt haben würde.

Im Hintergrunde des großen Sammetzimmers — ein Bedientenausdruck, welcher bedeutete, daß die Möbeln in demselben mit Sammet überzogen waren, sah man an diesem Abende eine hohe Gestalt nachlässig in einem Sopha sitzen oder liegen, und sich mit einem großen, bleichen Manne mit hellen Haaren und einem eigenthümlichen, steifen und sogar zurückstoßen-

den Betragen unterhalten. Das waren nämlich Graf Liljekors und der englische Minister. Wenn man einen Engländer sieht, er mag nun Diplomat oder nur Tourist oder Mechanikus sein, so wird man gewöhnlich unwillkürlich an ein Comptoirspulpat mit dazu gehörigen Büchern, Lineal und Papierscheere erinnert; es ist eine Stereotype des Geschäftslebens, einer weit verzweigten Industrie, welche überall und nirgends zu Hause ist; der Franzose dagegen erscheint uns gewöhnlich als ein Zugehör der Toilette; er ist überall zu Hause, schleicht sich in alle Zimmer ein, ist überall angenehm und oft nützlich, während dagegen der Deutsche in allen Gestalten das Gepräge seines zersplitterten Vaterlandes an sich trägt; dieses zeigt sich in seiner Ehrfurcht gegen alles Kleine, seinem Tauchen in die Tiefe und seinem Jagen nach Ruhe; er ist nirgends weniger zu Hause, als in seinem Hause.

Der Graf hatte sich mit dem edlen Lord in ein Gespräch vertieft, denn wenn Graf Liljekors irgendwo Anklang finden konnte, so war dies bei einem englischen Aristokraten. In England wird Alles nach großem Maßstabe betrieben; ein dortiger Aristokrat steht zu einem hiesigen Aristokraten in derselben Parallele, wie ein Wagenfabrikant in London zu einem Stellmacher in Schweden. Ein dortiger Aristokrat ist durch und durch Aristokrat, er leiht nicht einmal den Schein von dem Volke; während dagegen hier die aristokratische Idee in dem Innersten des Herzens eingebettet liegt und nur bisweilen hervorkommt wie eine Urne aus einem Hühnengrabe voller Todtengebeine. Der ächte aristokratische Charakter ist oft abstoßend und niederdrückend; der unächte dagegen schleppt sich mit einer Art von kleiner Aergerlichkeit, die weit mehr reizt, als die ganze Sache werth sein kann.

In dem kleinen Kabinette saß die Gräfin Liljekors, die zweite Gemahlin des Grafen, eine stattliche Dame, die noch nicht über die dreißige Jahre hinaus war. Sie war nicht mehr schön, und war es vielleicht noch nie gewesen; aber sie besaß diesen feinen Takt, dieses eigenthümliche Lächeln, dieses Vermögen, ein Gespräch zu leiten, Andere glänzen zu lassen ohne selbst dadurch verdunkelt zu werden — eine Kunst, die so manche gebildete Dame auszeichnet und so viele Anmuth über eine Wirthin ausgießt und den Kreis, in welchem sie lebt und wirkt, zu einem Zauberkreise macht, in dem man sich gleichsam in einem Opiumrausche leichter und ätherischer fühlt, als man wirklich ist. Neben der Gräfin saß die Gattin des Bruders ihres Mannes, die Gräfin Liljekors auf Liljewik. Man konnte sehen, daß die gute Gräfin recht froh war; sie lächelte so gut und vergnügt über alle Artigkeiten, die man ihr jetzt über Lina sagte, deren Schönheit und Naivität ihre Wirkung auf die Societät nicht verfehlt hatten. In dem Herzen der Gräfin erwachte die alte Eitelkeit, jetzt jedoch als Mutterfreude veredelt; jetzt schloß sich ihre Liebe und die allgemeine Bewunderung gleich einer Glorie um Lina's lichtgeleckes Haupt und warf ihren Schein auf die Mutter zurück. Man hatte sie nicht vergessen; sie fand eine Menge ihrer alten Freunde wieder, und begann zu erwägen, ob sie nicht vielleicht selbst dieselben zurückgestoßen hätte, da sie den Hof das letzte Mal besuchte. Lina stand Hand in Hand mit ihrer Cousine, Fräulein Adelaide, vor einer Gruppe, die ein schlafendes Mädchen vorstellte, und welche ein schelmischer Amor in seine Blumenketten verwickelte.

Der Kammerherr Jules Liljekors, ebenfalls ein Cousin, und einige andere Herren standen rund umher und haschten nach Einfällen; in dieser Jagd war der Kammerherr der eifrigste, er war nämlich ein etwas aus der Art geschlagener junger Mann, der nicht durch Tüchtigkeit die Würde seines Stammes aufrecht erhalten wollte, sondern Experimente machte, geistreich zu sein, und der es also ganz zu seinem Handwerke machte, nur Witze zu sagen; er glaubte dergleichen oft genug zu finden, und das gelang ihm bisweilen auch wirklich; — wenn es jedoch der Fall war, so unterließ der gute Kammerherr auch nicht, seinen Witz so lange zu wiederholen, bis derselbe zu einer Dummheit erstarrt war. Das wirklich Geistreiche und Witzige läßt sich nicht gerne mehr als einmal sagen; geht man in einer Gesellschaft umher und wiederholt einen Witz, so handelt man eben so vernünftig, als wenn man Champagner in einem Topfe quirlt oder seine Freunde auf

kalten Thee einladet. Der Kammerherr war ein Prachtexemplor von dieser Sorte, ein junger Mann, der aus blosser Sucht interessant zu sein, bis zur Unausstehlichkeit langweilig wurde.

„Ein schönes Mädchen," sagte der Kammerherr über das Bild, „sie schlummert, das arme Kind; denn die Liebe ist ein Traum."

„Ist sie das? Cousin Jules!" fragte Lina mit dem schelmischsten Lächeln von der Welt, „ist die Liebe ein Traum?"

„Ja, gewiß ein Traum, beste Lina," entgegnete dieser, „ein blosser Traum, ein Phantasiebild, ein leeres Nichts; die Liebe, mein Fräulein, ist nur eine Skizze, welche auf der Oberfläche des Herzens sitzt — ja in Wahrheit nur eine Skizze, ein Croquis."

„Eine Gravure oder ein Oelgemälde," fügte Lina hinzu, — „nicht wahr? — vielleicht sogar eine Lithographie?"

„O ja," entgegnete der Kammerherr, erfreut über das Hervordämmern eines Witzes, „o ja, Sie haben Recht; Liebe bei den Damen ist eine Lithographie — eine Zeichnung auf Stein; ha, ha, ha! — Sie können nicht läugnen, meine Damen, daß Ihre Herzen von Marmor sind, und daß also die Liebe nur eine Lithographie, eine Steinzeichnung ist — etwas, das nicht in die Tiefe geht; die Liebe des Mannes dagegen ist eine wirkliche Gravure, ein Stahlstich — ha, ha, ha! — ein Stahlstich — man sollte Etwas über den Gegenstand schreiben."

„Warum sollte man das?" fragte Lina.

„Um den Einfall aufzubewahren," antwortete der Kammerherr, „Sie gaben mir wirklich ein Goldkorn — ich danke Ihnen!"

Der Kammerherr setzte seinen Scherz fort und warf dann und wann einen verstohlenen Blick auf die Uebrigen, um den Eindruck zu beobachten, den er machte; die meisten hatten aus Gewohnheit ein Lächeln für den Sohn des Hauses bei der Hand; nur ein Einziger stand da und betrachtete die schöne Gruppe, ohne dem Kammerherrn die geringste Aufmerksamkeit zu widmen. Dies war ein junger Mann, den man Herr Bemer, schlechtweg Herr Bemer, nannte, und der Artist war. Er lebte für die Kunst, das heißt: für die Thätigkeit des Geistes, sobald diese sich im Bilde ausdrückt. Er war ein Jüngling, doch nicht interessantem Ausdrucke in seinem Aeußern, welches man so gerne einem Künstler oder Schriftsteller schenken will. Im Allgemeinen gewinnen Beide nichts dabei, daß man sie im Alltagsleben trifft; zu betrachten, wie Rafael ein Butterbrod ißt und den Goethe in seinen schwarzen Kleidern und mit Orden auf der Brust zu sehen, stößt Jeden vor den Kopf; weder Rafael noch Goethe dürfen sein wie andere Menschen; dasselbe gilt auch von andern Schriftstellern und Künstlern von jeder Rangordnung bis zu Nummero 100 hinab; man sieht sie nicht als Schriftsteller, wenn sie im Alltagsleben auftreten, erhält vielleicht in vielen Jahren keinen Begriff davon, wie dieses Auge von Geist flammen, diese Stirne von Bewegung zittern kann, wenn man sie nicht unbemerkt in dem Augenblicke betrachten kann, da sie schaffen.

Wenn der Künstler vor seinem Gemälde sitzt, und wenn der Schriftsteller bei dem Scheine der Lampe in seiner stillen Kammer arbeitet, da ist er ein ganz Anderer, als wenn er in einer Gesellschaft conversirt. Man hätte also auch lange mit Bemer bekannt sein können, ohne seinen Kunstsinn anders als in seinen Werken kennen zu lernen; doch hier vor der Marmorgruppe war er ganz Künstler, und sein Blick ruhte träumend auf dem schlafenden Mädchen und dem Amor. Lina bemerkte diesen Blick; in demselben lag etwas für das Mädchen Anziehendes; denn sie sah, wie eine hülflose Seele hervorblickte, und diese erkannte das Kind als eine alte Bekannte. Der Kammerherr, welcher dem kleinen Kreise seinen lithographischen Einfall nunmehr hinlänglich eingepropft zu haben meinte, begab sich hinweg, um auch die in den übrigen Zimmern wimmelnden Menge in den Genuß des kostbaren Fundes kommen zu lassen. Lina näherte sich Herrn Bemer und stand einige Augenblicke neben dem Künstler, ohne von ihm bemerkt zu werden; endlich schlug der Jüngling das Auge auf und bemerkte, daß das junge Mädchen ihn betrachtete; eine schwache Röthe ergoß sich über sein bleiches Antlitz, und auch Lina erröthete ein wenig, da sie sagte: „Sie sind ein Künstler

Herr Bemer, man kann es der Art ansehen, mit der Sie ein Kunstwerk wie dieses betrachten."

„Ja mein Fräulein, ich habe mich mit der schönen Kunst beschäftigt," sagte der Jüngling sich verbeugend und gleichsam verlegen.

„Das kann ich zwar nicht von mir sagen," lächelte Lina, „aber dennoch liebe ich sie."

„Weil Sie die Natur lieben," sagte Bemer; „sie ist die Mutter der schönen Künste."

„Ja, ach ja!" entgegnete Lina und dachte an die offene Veranda bei der Eremitage dort zu Hause.

„Nun, mein Fräulein," fuhr der Jüngling kühner fort, wie befinden Sie sich denn hier?"

„Hier? wie so, Herr Bemer?"

„O ja,—hier ist's peachtvoll; doch die Natur ist hier eben nicht—hier stehen wir in dem Glanze der Wachslichter und der Kronen, und draußen—"

„Nun, was denn? draußen? fragte Lina verwundert.

„Heben Sie die Gardine ein wenig auf, mein Fräulein, und Sie werden draußen etwas sehen!"

Lina trat an das Fenster und schob die Gardine auf die Seite, und sieh, das Abendroth warf seine Purpurstrahlen über die Gegend! draußen ein Garten; dort war mitten unter dem Steingemäuer Frische und Natur, und dort im Hintergrunde lag die See, blau und mit Purpur gewässert.

„Ach!" sagte sie bei sich selbst. „Sie haben Recht, Herr Bemer," fuhr sie, sich an den Künstler wendend, fort, „es ist sündig, sich hier vor Gottes Tage einzuschließen und zu vergessen, wie schön es draußen im Freien ist."

„Aber man vergißt so leicht des Freien," sagte Bemer, „wenn man sich so allmählig an die goldenen Fesseln gewöhnt, die man sich selbst anlegt — Sie, mein Fräulein hatten vergessen, daß draußen die Sonne scheint."

„Ja, wirklich, ich hatte es vergessen," sagte Lina.

„Und," fuhr Bemer fort, „wir vergessen so leicht, wie viel Elend und wie viel Liebe draußen im Freien lebt."

Bemer redete als Künstler, er ahnte nicht, welche Wirkung seine Worte auf das Mädchen hervorbrachten; aber diese Worte wirkten schmerzhaft auf Lina, welche unter den wechselnden Vergnügungen, aller dieser Pracht, alles dieses sie umgebenden Schimmers ungewohnt, während einer ganzen Woche — ach, es war eine erbarmswürdige Rechnung—nur einige wenige Male an Leljewik und an Lindman gedacht hatte. „Armer Lindman! Das glaubst Du nicht," sagte sie zu sich selbst und legte die Hand fest auf das Herz. „Sie haben Recht, Herr Bemer," sagte sie zu dem Künstler, „wir vergessen schnell — Dank für die Erinnerung! — kommen Sie oft hieher, Herr Bemer," und erzählen Sie mir, daß die Sonne scheint, daß die Vögel in den Bäumen zwitschern, und daß es draußen grün ist — das wird mir gut sein."

„Aha! Herr Bemer soll ihr Ministre plenipotentiare bei unsrer Mutter Natur sein!" lachte der Kammerherr, der die letzten Worte gehört hatte. „O, das ist vortrefflich! Ich werde Ihnen die Geheimnisse des Salons und er die der Auen erzählen—das gibt zu gleicher Zeit Neuigkeiten von einem Hofe und von der Republik der Natur."

6.
Eine Tingsscene.

Vor dem Zimmer des Distriktsrichters (Häradshöfding) an der einen Seite des Hausflures dem Tingssaale gegenüber, ist die sogenannte Schreiberstube des Tingsortes Klintorp.— Diese Stube ist möblirt mit einem großen Schreibtische, einigen gewöhnlichen Stühlen und einem Triumvirat von Seehundskoffern, welche nach der Anciennität, das heißt in der Ordnung, zu welcher die Lückenhaftigkeit des Ueberzuges Anlaß gab, in einer Reihe an der langen Wand standen. Vor dem Tische aber saßen zwei Männer von dem allerverschiedensten Aeußern; der Eine war jung, hatte eine frische Gesichtsfarbe und war ganz nachläßig gekleidet in einer brillanten Sammtweste und schneeweißen Hemdeärmeln; der andre war ein kleiner Greis; auf ihre Weise war auch seine Gesichtsfarbe roth, nur mit dem Unter-

schiede, daß die beiden Morgenröthen, welche auf den Wangen des jungen Mannes blühten, sich bei dem Alten über die Nase zu einer einzigen Abendröthe zusammengezogen hatten.

Der junge Mann war der Hofgerichts-Auskultant, außerordentlicher Criminalnotarius Ljung, und der alte, er mit der sturmverkündigenden Rosenfarbe im Gesichte, er, der dort am Tischende saß und mit krummen Fingern schrieb, und der mit einem abgeschabten grauen Rocke gekleidet war, hieß Morgenquist und war seines Amtes Tingsschreiber. Herr Morgenquist war dreißig Jahre lang zu Ting gefahren und hatte Protokollsbücher renovirt; war in dem ganzen Gerichtssprengel berühmt wegen seiner schönen schwedischen Handschrift und seiner Fähigkeit, die Unterschrift „des Königs Bevollmächtigter" so ausdehnen zu können, daß es drei Reihen füllte, ohne gleichwohl gezogen auszusehen. Dies geschah durch eine besondere, Herrn Morgenquist eigenthümliche Fähigkeit, durch gewisse kleine Drucke und Ecken an den Verbindungsstrichen zwischen den einzelnen Buchstaben gleichsam das Auge zu dem Schlußsatze zu verleiten, daß die Reihe ihre fünf Silben enthielt statt der drei, welche in der Wirklichkeit in derselben waren. Auch konte Herr Morgenquist, wenn solches sich der Mühe verlohnte, Haus- und Güterbriefe känzeln, und da machte er so viele Schnörkel an dem großmächtigen:

„Ich, Seiner Königlichen Majestät Getreuer, der Distriktsrichter u. s. w.," welches die Ingresse einer solchen Urkunde ziert, daß man es kaum lesen konnte, wogegen er stets die Buchstaben auf den Rücken legte, wenn er zu den Worten „thue kundt und zu wissen" denn es war eine Eigenthümlichkeit an Herrn Morgenquist, daß er nicht gerne grammatikalisch richtig buchstabirte.

Herr Morgenquist schob die Brille hinauf bis vor die Stirn und gab dem Federmesser, das er auf dem Conceptprotokolle als Reihenzeiger gelegt hatte, einen andern Platz, nahm sich eine Prise aus der neben ihm stehenden Rindendose, und bot dieselbe darauf seinem jungen Gefährten mit den Worten: „darf ich eine Prise anbieten?"

„Ja, ich danke!" sagte dieser, schob den Papierstoß von sich und dehnte sich.

„Ah—es ist ganz verdammt, hier im heißen Sommer zu sitzen und Tag und Nacht zu schreiben. Dank, Morgenquist!"

„Ja, o ja, Herr Notarius, Sie sollen wohl auch einmal schmecken, wie es schmeckt," sagte der Tingsschreiber, indem er seine Feder schnitt, „jetzt aber haben wir's nicht halb so eilig, wie zu den Zeiten des Lagmannes — denn, sehen Sie, er hatte immer die Auslösung an dem letzten Tingstage, und, Sie können glauben, das war ein Schreiben ehe man mit allen Dupletten fertig wurde, die ausgegeben werden sollten. Der Lagman war selbst eine Arbeitsameise — jetzt dagegen arbeiten wir uns nicht zu Tode; denn der Lösungstag ist erst um einen Monat."

„Puh"—sagte der Notarius und öffnete das Hemde an der Brust, „puh! es ist unerträglich warm—aber," fuhr er fort, nachdem er einige Augenblicke gelauscht hatte, „ich höre singen—wer ist das?"

Herr Morgenquist spannte seine Aufmerksamkeit und vernahm bald einige abgebrochene Töne. „Ha, ha — das kommt aus dem Gefängnisse—hm, hm, das ist wohl die Diebesgesellschaft, dieses Tartarenpack, das bei Anders Larsson im Rullaer Mellangärd stahl ja, bestimmt ist es das!

„Das Teufelspack!" sagte der Notar, „nun kann man seine Gedanken nicht zusammen nehmen — zum T— mit dem Plunder! lieber Morgenquist, schreibe Er für mich, so nehmen wir uns unten im Wirthshause einen Schnaps zum Frühstück."

In demselben Augenblicke, da Herr Morgenquist das Pensum des Notar übernahm, und dieser aufstand, um sich zu kleiden und in das Freie zu gehen, wurde die Thür geöffnet. Ein langer, bleicher, blatternarbiger Mann mit a la Carl XII. aufgekämmtem Haare, steifem, schwarzem Halstuche und einem etwas schillerndem grobem selbstgewebten Rocke mit weißen Knöpfen erschien in der Thür: „Ergebenster Diener, Herr Notar!" sagte er mit einer halb demüthigen, halb nachlässigen Verbeugung, „wie steht's heute Morgen? Guten Morgen,

Bruder Morgenquist!" fuhr er fort und reckte die Hand hin; doch der Tingsschreiber beantwortete diese Bewegung mit einem stummen Kopfnicken, weil das, was der Schreiber zwischen den Zähnen murmelte, nämlich „Ola Hersſons Pferde," den Grüßenden nichts anging, sondern geschrieben werden sollte, da er unterbrochen wurde.

„Wir haben heute schönes Wetter," meinte der Mann, der kein anderer war, als der Distriktsvogt Klämstedt „es ist eine Sünde und Schande, daß das Tartarenpak so schönes Wetter am Schandpfahle haben soll — ha, ha, anders schmeckte es dem Lumpensammler diesen Winter: es war, hol's der Teufel so kalt, daß das Eis an den Stöcken saß — das kam nach!"

„Pfui!" äußerte der Notar, indem er einen kunstgerechten Knoten an seinem bunten seidenen Halstuche schürzte; die Stockstrafe ist abscheulich. Sitzt der Knoten gut, Herr Klämstedt?"

„Ja, schön! O ja, Herr Notar, Sie können Recht haben, aber doch schadet es nichts, wenn die Canaillen etwas auf den Pelz kriegen."

„Verzeihen Sie, Herr Notar," fragte Morgenquist, „hier steht, es war Anna Lena in Grötstock und hier wieder Anna Lena in Sump; ist das eine Person?"

„Ich weiß nicht, ich will den Härads-höfding fragen."

Der Notar ging in das andere Zimmer und der Distriktsvogt setzte sich auf einen Stuhl an den Tisch und blätterte in den Papieren. „Wie geht es mit der Forderung des Gastwirths Kannsten an den Küster? Hörst Du, Morgenquist?"

„Kaüsten? —laß mich denken"—antwortete der Angeredete und sah auf von seinem Papiere, „ja—er gewinnt; der Härads-höfding sagte, Kannsten ist ein großer Schurke — ja, er gewinnt."

„Ja, das war schön," sagte der Vogt, „ja der Härads-höfding hat Recht, Kannsten ist mir der rechte Fisch."

„Ja, so ist's," sagte Morgenquist; „der Härads-höfding sagte: sicherlich ist Kannstens Forderung falsch, da er es aber so schlau getrieben hat und der Küster dumm gewesen ist, so muß er bezahlen. — Der Küster muß bezahlen."

„Ja, ó ja, das sagte ich ja Kannstens," entgegnete der Vogt, die Forderung ist gesetzlich, und was den Küster betrifft, so: wer nicht die Augen aufthut, der muß den Beutel aufthun."

Der Notar trat in diesem Augenblicke aus dem innern Zimmer und unterbrach das Gespräch mit: „Anna Lena in Grötstock, die früher in Sump gewohnt hat — so soll es sein, Morgenquist; verbessere Er es, wenn Er kann.

Der ganze Platz, der das Tingshaus umgab, war mit Menschen angefüllt, und jetzt sah man, wie ein kleiner alter Mann sich zu dem einen Flügel durchdrängte, auf dessen Dach sich ein kleiner Thurm befand; der alte Mann ergriff das Tau, welches zu der Glocke hinaufging, und nun erklang diese zu einem Zeichen, daß das Gericht sich setzte. Auf den Bänken vor der Hausthür saßen einige ältliche Bauern in ihren Feierkleidern, barbiert und mit weißen, fest zugebundenen Halstüchern; die grauen Kniehosen reichten nur wenig über die Kniescheibe hinunter, und darauf erschienen ein Paar graue „recht und unrecht" gestrickte wollene Strümpfe, die gleichsam in ein Stiefelpaar hinabtauchten, an welchen letzteren die Strippen schlaff herabhingen wie die Blätter der Mimosa zur Nachtzeit.

Diese waren Beisitzer, welche bei dem ersten Klange der Glocke von der Bank aufstanden u. mit langsamen und feierlichen Schritten sich in den Tingssaal begaben, um ihren Platz an dem Tingstische einzunehnen. Bald füllte sich das Zimmer mit Leuten, welche hineinströmten, und unmittelbar hinter den Schranken, welche den Richterplatz von der Versammlung scheiden, stand in voller Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, ein ganzes Glied alter Weiber, welche sich vorgedrängt haten.

Jetzt kam der Härads-höfding; mit ihm trat der Districtsvogt Klämstedt ein und stellte sich zur Rechten des mit Leder überzogenen Stuhles, den der Härads-höfding einnahm.

Der Heradshöfding Berglin war ein junger Mann ein Extranotiarius im Hofgerichte, der verordnet war, dem Landgerichtssprengel Klintorp während der Krankheit des ordentlichen Häradshöfdinges vorzustehen. Der junge Richter hatte ein düsteres, etwas genirtes Aeußeres, als er auf dem Richtersitz Platz nahm. — Er war noch ungewohnt in seinem wichtigen Berufe, dem Volke Recht und Gesetz zu sprechen und hatte den Unterschied zwischen der Theorie und der Anwendung noch nicht recht gelernt. Er hatte noch nicht einmal den rechten Schlendrian oder die Expeditionsgewohnheit inne, den man für einen Richter so nothwendig erachtet und hatte Mühe, die Sprache kunstmäßig genug zu verwickeln. In der Sprache, die bei den Urtheilen der Gerichte angewendet wird, ist noch weit mehr Verwirrung übrig, als da sein sollte. Noch haben wir zu einem großen Theile diese langen Perioden, diese eingeschachtelten Zwischensätze übrig, welche ehedem die juridische Sprache zu einer ganz andern als der im Lande üblichen machten, nämlich zu einer Art von Orakelantwort, welche gedeutet und erklärt werden mußte. Gleichwohl ist es gegeben, daß wenn Etwas deutlich sein muß, so ist es wohl eine juridische Urkunde in welcher es oft genug auf die Deutung ankommt, ob ein Mensch seine Existenz als Mensch und Mitbürger behalten darf. Noch Eins trägt dazu bei, die juridischen Handlungen undeutlich zu machen, und das ist die Handschrift. Alle solche Urkunden werden nämlich mit deutscher Schrift geschrieben, die jetzt kein Mensch mehr zum täglichen Gebrauche anwendet; sie erfordert also wiederum ein neues Studium, auf welches der Recht Suchende sich legen muß Diese Schrift nutzt auch zu nichts weiter, als daß sie sich ziehen läßt, und daß man damit besser als mit der gewöhnlichen Geld aus den Taschen des Volkes pressen kann. Mit einem Worte: die Beibehaltung oder die Abschaffung der deutschen Schrift bestimmt den Werth des Gerichtssprengels, und diese Frage ist so wichtig, daß kaum die Reichsstände eine Aenderung darin treffen können. Der Häradshöfding Berglin war jedoch keiner von denen, welche das Richteramt als einen Nahrungszweig betrachten; er sowohl als viele anderen Diener des Gesetzes war ein edler Mann, der das Unzusammenhängende in unsern gesetzlichen Einrichtungen, sowohl hinsichtlich des Expeditionsstyles, als auch der Schrift beklagen.

Seine Miene war heute düstrer, als gewöhnlich, und es schien ihm schwer zu werden, als er aufrief: „Lars Anders vom Waldkathen, angeklagt wegen Mordbrand bei dem Schulzen Peter Eliasson in Klinta. Gerichtsdiener hole den Lars Anders!" Es war still im ganzen Saale, kaum athmete man in der Erwartung des Lars Anders. Endlich hörte man Leute im Hausflur gehen, und bald stand Lars Anders vor den Schranken, welche vor dem Verbrecher geöffnet wurden. „Tritt vor, Lars Anders!" sagte der Häradshöfding. „Gerichtsdiener! komm und stelle Dich hieher." Der Alte trat zu dem Richter, und dieser raunte ihm ein Paar Worte ins Ohr, welche die Wirkung hatten, daß ein Stuhl hinter Lars Anders gesetzt wurde.

Der junge Richter schien mit sich selbst zu kämpfen; er schwieg eine Weile; endlich sagte er: „Lars Anders! Du hast bekannt, daß Du vorsetzlich und aus Rache bei dem Schulzen Peter Eliasson in Klinta Mordbrand angelegt hast."

„Ja, gnädiger Herr Lagman! vorsetzlich," antwortete der Gefangene, welcher so ruhig dastand, als ginge ihn die Sache gar nichts an; er war bleich, doch sein Auge nicht mehr so muthlos, als da er auf dem Grabe seines Weibes saß; er zitterte nicht, er schämte sich nicht mehr.

„Nun, Lars Anders!" fuhr der Richter fort, und seine Stimme zitterte ein wenig, „es ist meine Pflicht, Dir Dein Urtheil zu verkündigen," und nun begann er die lange Einleitung zu lesen; endlich kam er zu dem Urtheile, welches folgendermaßen lautete: „und soll daher Lars Anders vom Waldkathen sich selbst zur Strafe und Andern zur Warnung laut §. 2 Cap. XI des Gesetzestitels von Verbrechen das Leben durch Enthauptung verlieren."

Ein lange zurückgehaltenes Ach! sauste durch die Versammlung; doch auf Lars Anders Wangen stieg eine feine Röthe auf, und

ein eigenthümliches Lächeln spielte um Mund und Augen. — „Dank, gnädiger Herr Lagman!“ sagte der Verurtheilte, als das Urtheil vorgelesen war, „das ist ein gerechtes Urtheil.“

„Du kannst bei dem Könige um Gnade anhalten,“ sagte der Richter, gleichsam um das blutige Gesetz abzubitten, nach welchem er hatte verurtheilen müssen, „Gnade, Lars Anders! der König ist gnädig.“

„Nein, gnädiger Herr Lagman! ich bitte nicht um mein Leben, doch um eine Gnade will ich bitten.“

„Um welche?“ fragte der Richter, der in diesem Augenblicke seine Rolle vergaß, „was wünschest Du?“

„Ach ja, gnädiger Herr Lagman, lassen Sie mich in geweihter Erde liegen; denn, sehen Sie, es thut mir weh, wenn ich daran denke, daß mein Sohn das Grab seines Vaters auf dem Galgenberge unter den Wachholderbüschen suchen soll — und dann so liegt Anna Stina in geweihter Erde — dort wollte ich gerne auch liegen“ — und nun erst brach ein Thränenstrom hervor aus den Augen des Verurtheilten, und auf einen Wink des Richters wurde er wieder in das Gefängniß gebracht.

An dem darauf folgenden Abende saß der Häradshöfding Berglin und schrieb ein Gesuch um Gnade für Lars Anders; dieses sollte angewendet werden, wenn das Bestätigungsurtheil des Hofgerichts gefällt war und dann den Acten zum Könige folgen.

Unter allen königlichen Prärogativen ist das Begnadigungsrecht das schönste, indem es bisweilen einen Tropfen Himmel in die Galle der irdischen Nothwendigkeit gießt.

Es ist ein schweres Loos, über Tausende zu richten, an Gottes Staat dem Volke Recht zu sprechen, und das Begnadigungsrecht ist also das einzige Juwel in der Königskrone, welches ich mein nennen möchte; alle übrigen würden mich mit ihrem Gewicht zu Boden drücken; nur dieses ist eine Gabe des Himmels, welche erleichtert anstatt niederzudrücken; doch besser wäre es in Wahrheit, wenn das Gesetz so sein könnte, daß es stets in ungeschwächter Kraft gelten dürfte, daß es sowohl Strafe als auch Gnade, das heißt volle Gerechtigkeit in sich trüge, und daß seine Wirksamkeit durch keine Machtausübung gehemmt zu werden brauchte, welche zu richten und zu bestimmen das Gesetz keine Macht hat. Doch ein solches Gesetz ist noch nicht gegeben und kann vielleicht nie von Menschen gegeben werden. Unsere Gesetze sind nur Approximationen zu dem ewig Rechten, welches in und außer uns lebt und sich bewegt, welches der Geist und das Leben in allem Geschaffenen ist, und dieses Rechte ist für uns eine Zahl, die nie gerade aufgeht; die Gerechtigkeit ist ein Decimalbruch von lauter Neunen, die erst in der Ewigkeit eine Einheit werden.

Es gehört eine vieljährige Uebung dazu, bis ein Richter sich dazu gewöhnt, ein Todesurtheil mit Ruhe abkündigen zu können. Der Häradshöfding Berglin besaß noch nicht diese Ruhe, welche man sich nur dadurch erwirbt, daß man mit der Form zusammenwächst, daß man petrificirt wird in der Berührung mit unsern Gesetzen, welche, selbst Petrificate, allmälig anstecken. Seine Gedanken bewegten sich daher die ganze Nacht hindurch um den armen Lars Anders und das Urtheil, welches er über den Delinquenten hatte fällen müssen.

Es war ihm schwer, sich selbst von der Gerechtigkeit seines Urtheils zu überzeugen, denn er sah stets den isolirten Menschen und nicht das Mitglied eines Staatesbündnisses vor sich. Am folgenden Morgen ging er hinaus in das Schreibezimmer — er hatte ein Bedürfniß sich mitzutheilen.

„Wie ist's mit Lars Anders?“ fragte er den Distriktsvogt Klämstedt.

„O, er befindet sich vortrefflich; als der Gerichtsdiener heute früh zu ihm in das Gefängniß kam, so schlief er so sanft wie ein Kind.“

„So?“ sagte der Richter und blieb plötzlich mitten im Zimmer stehen, „er schlief wie ein Kind — ich möchte wohl einen zum Tode Verurtheilten schlafen sehen.“

„O ja, das könnte curios genug sein,“ meinte Morgenquist und griff in die Dose; ich muß sagen, ich bin oft dabei gewesen, daß Jemand zum Tode verurtheilt wurde, aber noch habe ich

keinen gesehen, der so ruhig aussah, wie Lars Anders — er lächelte ja, als der Herr Härads-höfding ihm das Urtheil vorlasen."

„Er sah dankbar aus, der arme Teufel," sagte der vornehme Gehülfe in der Sammetweste.

„Ja," entgegnete der Härads-höfding, „ich habe die ganze Nacht über die Gerechtigkeit des Urtheils nachgedacht."

„Ueber die Gerechtigkeit?" greinte der Distrikts-vogt, „gewiß war das Urtheil gerecht, das Gesetz ist deutlich."

„Ist aber das Gesetz gerecht?" sagte der Härads-höfding mit fragender Miene.

Der Districtsvogt und Morgenquist glotzten den Richter mit dummer Verwunderung an, daß dieser eine wunderliche Frage that; sie hatten beide so lange dem Ting beigewohnt, waren bei der Abkündigung so vieler verschiedenartiger Urtheile zugegen gewesen, daß in ihnen die Idee festgewurzelt war, Alles sei gerecht, was mit einem Gesetzesparagraphen, einer königlichen Erklärung oder in Ermangelung alles dessen mit Präjudicaten vertheidigt werden konnte; also war die Frage, ob das Gesetz gerecht wäre, so ungereimt, daß keiner von ihnen ein Wort zu erwiedern vermochte. Endlich brach der Districtsvogt das Schweigen — „ja, gewiß ist das Urtheil gereicht, den es steht in dem Gesetzestitel von Verbrechen Cap. XI, §. 2. —"

„Ja, Sie haben Recht," unterbrach ihn der Richter, „Sie haben Recht: ein Gesetz muß gerecht sein, so lange es gilt, man muß und soll ihm gehorchen, nicht weil es völlig richtig ist, sondern weil außer demselben die Gesetzeslosigkeit beginnt, weil wir nicht das Recht haben, ein Gesetz wegzuwerfen und zu dem Gutdünken unsre Zuflucht zu nehmen, wenn dieses auch edler und besser wäre — das ist meine Ansicht."

„Ja, so ist es," sagte der Voigt.

„So denke ich ebenfalls," sagte der Gehülfe in der Sammetweste, „das Gesetz mag es selbst verantworten, daß es nicht gerecht ist; wir wenden es nur auf jeden besondern Fall an, und übrigens kümmert es mich nicht, wie es geht."

Der Richter lächelte traurig, „wir gehorchen und zerschmettern;" sagte er bitter, „die Nothwendigkeit schleppt uns an ihrem Gängelbande und auf dem Wege lassen wir die Räder des Gesetzes diejenige zermalmen, welche niederfallen und anbeten, und eben diese Räder zermalmen auch uns selbst; doch nichts destoweniger müssen wir gehorchen trotz unserm innern Gefühle, trotz dem Himmel, der da lächelt und vergiebt und dessen Sonne auf Alle herabstrahlt. Wir zerstören, statt daß wir bessern sollten — wir reißen ein, statt daß wir aufbauen sollten — aber so ist unser Schicksal, so müssen wir handeln als Mitglieder in einem Staate — nur zu!"

7.

Der Lorbeerzweig.

Es war einige Tage nach Johannis, drei Jahre nach der Zeit, da Lina Liljewik verließ; die Morgensonne schien herrlich in ihr Zimmer beim Grafen Liljekors in Stockholm; das schöne Mädchen saß vor ihrer Toilette in tiefen Gedanken verloren und betrachtete einen grünen Lorbeerzweig, der in einem Wasserglase stand und nun zu vergilben begann.

Das Mädchen hob die schlaffen Blätter auf, welche sich über die Kante des Glases hinabsenkten, seufzte und lispelte zu sich selbst: „der Lorbeer welkt! ach, daß er nicht aufleben und beständig grünen konnte, aber," fuhr sie fort, „ich bekam ihn doch einmal zu sehen, konnte mit ihm reden, ja sogar mit ihm tanzen; die Tante ging auf meinen Vorschlag ein, nach Upsala zu reisen und der Promotion beizuwohnen; Lindman wurde Primus — das war etwas Ausgezeichnetes, sagte man mir; gewiß aber hätte er sich besser als Ultimus gepaßt, als der kleine bleiche Mann, der Verse an die Damen vorlas; Lindman beantwortete die Magisterfrage — mein Gott, wie sonderbar klingt das Lateinische! Armer Lindman! da warf er einen Blick auf mich, als wollte er sagen: lieber redete ich zu Dir. Armer Lorbeer, du verwelkst — und das schon drei Tage nach der Promotion!"

„Als wir mit einander tanzten — er stand da wie ein Belvederischer Apollo mit dem Lorbeer auf der schönen, mormarglatten, ruhigen Stirn da flüsterte er: „wollen wir tauschen?" und deutete auf eine weiße Rose, die ich an der

Brust hatte, und dann auf einen Lorbeerzweig, den er im Knopfloche hatte. Wir tauschten— ach, wie glücklich war ich!"

In diesem Augenblicke ging die Thüre auf, und die Gräfin Liljekors trat ein.

„Guten Morgen, liebe Tante!" sagte Lina, und schob mit Heftigkeit das Glas von sich, so daß das Wasser auf die Toilette rann; „guten Morgen, liebe Tante! ich glaubte kaum, daß Sie schon auf wären."

„Guten Morgen, liebe Lina!" sagte die Gräfin und küßte die Brudertochter ihres Mannes auf die Stirn, „warum wirst du so roth, Lina? Ich bin ja kein Mann, der in Dein Allerheiligstes dringt."

Lina erröthete noch mehr, denn sie hatte bemerkt, daß die Tante bei der Promotion sie selbst und Lindman scharf beobachtet hatte; sie fürchtete sogar, die Tante könnte etwas gesehen, etwas gehört haben.

„Du bist glücklich und froh, meine gute Lina!" sagte die Tante, indem sie sich stellte, als bemerkte sie die Verlegenheit des Mädchens nicht, „es ist eine Freude, Dich in der Societät zu sehen; Du machst Deinem Namen und deiner Familie Ehre.

„So, liebe Tante? meinen Sie das?" sagte das Mädchen und schlug die Augen nieder.

„Ja, gewiß, mein Kind, das meint die ganze Welt, Du bist eine Zierde des Hofes, und es gibt keinen Menschen, der Dich nicht liebt—viele bewundern Dich sogar."

„Ach, warum denn das, liebe Tante?" fragte das Mädchen und schlug die Augen fragend auf.

„Warum, mein Kind?" erwiederte die Tante und nahm neben der Toilette Platz, „warum? — das will ich Dir sagen: Du bist jung, talentvoll, hast ein liebenswürdiges Wesen, gerade diese rechte Weise, anzulocken und anzustoßen, welche die Männer so schön finden."

„Liebe Tante! ich will gewiß Keinen locken," sagte das Mädchen verschämt; „ich will nur nicht unhöflich sein," fuhr sie mit einem unbehaglichen inneren Gefühle fort, da die Tante ihre Weise auf diese Art anatomisirte.

Die Gräfin lächelte und nahm gleichsam in Gedanken den Lorbeerzweig aus dem Wasserglase: „Ja, Lina Du hast Recht — Höflichkeit gegen Alle ist unsre Pflicht — das ist die erste Forderung an die Weiblichkeit." Die Gräfin begann jetzt die Blätter des Lorbeers zu brechen und zu zerpflücken.

„Liebe Tante! lassen Sie meinen kleinen Lorbeerzweig!" bat Lina und streckte die Hand aus.

„Kleinigkeit, mein Kind! Er wird ja schon trocken, und Du sollst einen ganzen Korb voll Lorbeeren aus der Orangerie haben; ja, ich will Dir einen wachsenden Lorbeerbaum herauf holen lassen; Du kannst ihn dort auf den Fensterschemel setzen. Man wird glauben, daß hier eine Sapho oder eine Corinna wohnt, und nicht ein Hoffräulein der Königin."

Die unbarmherzige Gräfin fuhr fort, den Zweig zu zerpflücken; das eine Blatt nach dem andern fiel zerbrochen auf die Erde.

„Aber, gute Tante!" sagte das Mädchen mit etwas zitternder Stimme, „lassen Sie mir diesen kleinen Zweig ganz! beste Tante, bitte!"

„Hat denn dieser Lorbeerzweig für Dich einen besondern Werth?" fragte die Tante mit ernster Miene?

„Nein, nein, gewiß nicht, Tante!—aber—"

„Ja, ja, Kind! ich scherze ja nur! Du sollst einen ganzen wachsenden Lorbeerbaum herauf bekommen; das wird Dir lieb sein — nicht wahr?" und nun fiel das letzte Blatt und der nackte Stengel auf die Erde.

„Lebe wohl, Linchen! Ich schicke sogleich zum Gärtner," sagte die Gräfin und ging.

Lina stand einen Augenblick still wie eine Bildsäule und betrachtete die umhergestreueten Blätter; ihre Wangen glühten von Harm und Angst. Endlich bückte sie sich und las ihren zerpflückten Liebling auf. „Armer Lorbeer! armer Lindman!" lispelte sie, und einige warme Thränen fielen auf die Blätter.

* * *

„Es ist wie ich ahnte; eine Jugendliebe ist mit im Spiele," sagte die Gräfin zu ihrem Manne, welcher in einem kostbaren Sammet-

rock in einer liegenden Stellung auf dem Sopha, unter dem Portrait der Stammvaters saß.

Der alte Graf runzelte die Stirn. „Welche Thorheiten! und wer ist der Gegenstand?" fragte er etwas bitter.

„Ich habe zu bemerken geglaubt, daß sie allzu sehr, und mehr als es sich paßt für ein Mädchen von ihrem Stande," antwortete die Gräfin, „mehr als ich es für ein Mädchen von ihrer Bildung für möglich hielt —"

„Nun—Jaquette, laß die Präludien!" sagte der Graf unzufrieden, „mit einem Worte: sie liebt Einen, der unter ihr steht?"

„Ja, gewiß—einen Magister Lindman, der früher auf Liljewik wär und nun bei der Promotion Primus, oder wie es heißt, gewesen ist."

„Also darum wollte Lina so gerne bei der Promotion sein, und drang so eigensinnig auf die Reise," fügte der Graf hinzu und versank in tiefe Gedanken.

Die Gräfin schwieg eine Weile, bis sie es für passend erachtete, den Gedankengang ihres Mannes zu unterbrechen. „Ich bedaure das arme Mädchen," bemerkte sie; „ihr Herz wird tief verletzt werden, wenn sie von ihrer Jugendliebe lassen muß." Diese Aeußerung der Gräfin war aufrichtig, denn es giebt kein Weib, das nicht fühlt, was das zu bedeuten hat, wenn ein Jugendtraum gewaltsam zerstört wird.

„Und ich," meinte der Graf ernsthaft, „bedaure, daß ein Fräulein Liljekors vergessen konnte, was sie sich selbst und ihrem Namen schuldig ist. Das Weib hat eben so gut wie der Mann theure Pflichten gegen seine eigene Ehre und ihr opfert der Mann das Leben, und das Weib seine erste Liebe, wenn dieses Opfer gefordert wird."

„Aber," sagte die Gräfin mitleidig, „Du bist zu streng—"

„Nein, meine Jaquette, „antwortete er und ergriff die Hand der Gräfin—„glaube mir, ich fühle tief, wie es heißt, einer Idee alles zu opfern; glaube mir, ich fühle tief, was es heißt, freiwillig das Kostbarste zu zerstören, das man zu besitzen meint—auch ich habe das oft gethan aber ich habe mich nachher wieder beruhigt.—Mich hat gleichsam eine innere Stimme beruhigt und gesagt: erst jetzt warst du des Namens würdig, den Du trägst—und Sie, meine Gräfin!" fuhr er mit einer stolzen Senkung des Hauptes fort, „Sie wissen, was es heißt, einen Namen zu besitzen, der unbefleckt und geehrt Jahrhunderte lang gelebt hat. Er wird dereinst aussterben — doch auf dem Wappen soll kein Fleck sitzen, wenn es dereinst zerschlagen wird."

„Doch wie soll man dem Dinge abhelfen?" fragte die Gräfin.

„Der junge Kerl muß weg," sagte der Graf.

„Aber wie?"

Der Graf saß lange still und überlegte; endlich klärte sich sein Gesicht auf und er lächelte: „Ich glaube das Mittel in meiner Hand zu haben," sagte er, „der Sohn des Barons Nordenstorm soll nach Italien reisen; der Baron sucht einen passenden Gouverneur für den Jungen; ich glaube, dieser Magister wird große Lust haben, die klassische Erde zu betreten; ich will diesen Magister vorschlagen — wie heißt er doch noch? ich habe ihn nur einmal in aller Eile auf Liljewik gesehen — er hatte ein vortheilhaftes Aeußeres — ja, wirklich, ein recht angenehmer Mann."

„Er heißt Lindman," antwortete die Gräfin.

„Was sind seine Eltern?" fragte der Graf.

„O, ganz obscure Leute; wenn ich nicht irre, sind sie Kassathenleute."

„Kassathenleute," wiederholte der Graf, „in der That, schlechter konnte die kleine Lina nicht wählen."

* * *

„Sie sind bezaubernd, meine gute Cousine!" wiederholte der Kammerherr des Tages wohl hundertmal: „wäre ich in Paris gewesen, und Sie und zwei der schönsten Mädchen in der Hauptstadt oder selbst zwei von den Grazien hätten mein Urtheil begehrt—Sie, beste Lina, hätten den Apfel bekommen; doch ich bin kein Paris, obgleich ich in Paris gewesen bin—ha, ha ha! — nur die Betonung unterscheidet beide Worte.

Nun, was sagen Sie? gefallen ihnen meine Füchse? Ein paar schöne Thiere—der eine Bucephalus und der andere Sleipner—ha, ha, ha! Norden und Süden!—aber wie gefällt Ihnen der Wagen? eine recht schöne Construction; man schwankt in ihm, als säße man auf einer Morgenwolke."

„Ja, bester Cousin," antwortete Lina, „Pferde und Wagen gefallen mir."

„Und der Besitzer derselben, meine gute Cousine?"

„Ja, ich meine, er ist ein recht artiger Herr Cousin."

„Herr Cousin? weiter nichts?"

„Nein, es ist auf die Art recht schön — bester Jules—ich habe meine Gedanken anderswo."

„Vielleicht in Italien in der Grotte Pausilippo oder in dem Schatten des Lorbeers auf Virgils Grabe?" fragte der Kammerherr etwas spitzig.

„Warum denn nicht? ja wohl, Cousin" lachte Lina.

„Und vielleicht denkt die kleine Lina auch an den Lorbeerbekränzten?"

„Wen meinen Sie — Cousin Jules, Sie werden unausstehlich!" unterbrach ihn Lina erröthend.

„Den lorbeerbegränzten Dichter Tasso — ha, ha, ha! — ich bin wohl unausstehlich, weil ich den Tasso nenne, der Jerusalems Befreiung von den Saracenen besungen hat? Uebrigens Cousine Lina, weiß ich von keiner Lorbeer bekränzten Person draußen; denn daß man Lorbeerblätter zu eingemachten Häring und auf verlesene Studentenköpfe anwendet, kann man wohl keine Lorbeerkränzung nennen; es ist höchstens nur ein Einmachen, ein Einsalzen. — Ich glaube, Sie werden böse? oh, ich weiß Sie —"

„Nichts, Cousin Jules!" unterbrach Lina ihren schwatzhaften Vetter, „nichts anders, als daß Sie ein Kammerherr sind und wahrscheinlich weder in Lorbeeren eingemacht noch damit bekränzt werden: in jenem Falle würden Sie nach dem Tode zu etwas taugen und in diesem während Lebens. Verzeihen Sie, Cousin Jules," fuhr sie fort, und erhob sich stolz und warf dem beschränkten Menschen, der so unglücklich nach Einfällen haschte, einen Blick voller Harm und Verachtung zu, „verzeihen Sie! Es ziemt nicht einem Fräulein Liljekors, zuzuhören, wie die Ehre der Familie in ihrer Person sinkt. — Sie scheinen," fuhr sie eifriger fort, „Sie scheinen mit Ihrem Spott einen ehrenwerthen Mann, den sie gar nicht kennen, und den Sie gar nicht einmal kennen lernen können, herabsetzen zu wollen; doch, Cousin Jules, eben so gewiß, als Gott ihn nicht zu einem Grafen bestimmt hat, eben so gewiß hat er sie nicht zum Magister haben wollen — Sie müssen die Gelehrsamkeit nicht verachten, mein Cousin weil sie das Unglück haben, keine zu besitzen, das ist eben so, als wenn der Bettler in seinen Lumpen behauptet, er verachte das Glück der Reichen. Das ist Selbstbetrug, und," fuhr sie fast lachend fort, „es ist ja nicht recht, einfältige Leute zu betrügen."

Der Kammerherr stand wie aus den Wolken gefallen da; er hatte wohl die empfindliche Saite berühren wollen, doch hatte er sich's nicht träumen lassen, daß das sanfte Mädchen ihn so scharf, so ohne alle Schonung zurecht weisen würde. „Ich muß gestehen — das war ein wenig stark!" sagte er zu sich selbst, als sie ihm den Rücken wendete und ging.

Es giebt gewisse Gegenstände, die uns leicht auf das Aeußerste reizen; selbst die sanfteste Seele kann zu einem augenblicklichen Zorne gereizt werden, und zeigt dann, daß ihr keineswegs die Schärfe fehlt. Verhöhnt das Theuerste, was wir besitzen, unsere Eltern, oder den, welchen wir eben so warm, wenn auch auf eine andere Art lieben, wie diese, und Ihr sollt sehen, daß der Zorn überkocht, daß das verletzte Herz sich rächt. Als Kind erwischte ich einmal einen kleinen Vogel in seinem Neste, ich hielt ihn in meiner Hand, und fühlte, wie das kleine Herz vor Angst klopfte; aber der kleine Vogel biß mich, daß es blutete, sein spitzer Schnabel drang tief in meinen Finger ein. Ich ließ ihn fliegen, und sieh! in dem folgenden Augenblick saß er in dem Gipfel des Baumes und sang—länger dauerte der Zorn nicht. So war es auch mit Lina — nur einige Augenblicke, und sie bereuete ihre Härte gegen den

Cousin Jules; sie hätte ihm gern ihre Heftigkeit abgebeten, wenn nicht der Kammerherr, wie alle beschränkten Menschen, sich jetzt seinerseits beleidigt gefühlt und mit seinen stumpfen Waffen zu rächen gesucht hätte. Sobald Lina einen Schritt zur Versöhnung that, so deutete der Kammerherr denselben nicht als den Beweis eines guten Herzens bei seiner schönen Feindin, sondern als einen Vorpostensieg, den er durch sein Genie erfochten hatte, und nun ergriff er mit desto größerer Heftigkeit an, um seine Feindin gänzlich zu vernichten. Der Kammerherr bewies mit seinem Beispiele den Satz, daß der Streit mit einem Dummkopfe endlos ist.

8.

Ein Freier.

Lindman hatte, wie man aus dem Vorhergehenden abnehmen kann, das Anerbieten angenommen, und reis'te jetzt mit dem jungen Nordenstrom in Italien. Sowohl seine, als auch Lina's Neigung war ihnen beiden klar, doch wollte keines von ihnen an die Zukunft denken. Lindman hatte die deutlichste Vorstellung, wie wenig er zu hoffen hätte da Lina ihn liebte; das Mädchen dagegen hielt ihre Verbindung für nicht so ganz unmöglich. Lindman konnte ein ausgezeichneter Mann, konnte sogar Bischof werden; und sie dachte nur flüchtig daran, daß ihr Geliebter, wenn er dereinst den Krummstab in seiner Hand hielt und die doppelte Tiara auf seinem Haupte trug, ein ganz anderer sein würde, als der Lindman, den sie einst in der Eremitage überraschte, nämlich, daß dann schon graue Haare unter seinen Locken befindlich und das Alter schon eingetreten sein würde. Das neunzehnjährige Mädchen bedachte auch nicht, daß sie schon beinahe eine Greisin sein würde, ehe Lindman einen Rang eingenommen hätte, der ihn zu ihres Gleichen machte. Der Jugend ist ein Decennium von Jahren mehr oder weniger nichts; Alles liegt so nahe, Alles so frisch, so grün, so hoffnungsvoll.

So war die Lage der Dinge zwischen den beiden Liebenden; doch außer ihnen bewegte sich eine Masse von Wünschen und Pänen, die allmälig ihre Lage gegen einander änderte.

Es gab in der Societät auch einen jungen Lieutenant: er war einer von diesen jungen Männern, die niemals die reinen Freuden der Jugend geschmeckt haben. Der Lieutenant Baron Sigfried von Turn war ein junger Mann von, wenn man so will, vortheilhaftem Aeußern, eine lange und schlanke Figur, große, blitzende braune Augen, schwarzes lockiges Haar und eine interessante bleiche Hautfarbe gaben dem Grafen etwas Stolzes, zugleich aber seiner Miene auch etwas Düsteres. Der junge Turn, wie er von den Alten in Stockholm genannt wurde, oder der lange Turn, wie die Leute ihn nannten, hatte einen feinen und zuvorkommenden Takt; man merkte es ihm an, daß er immer zu Hause, daß seine Seele nie gleichsam abwesend war, und das machte, daß man ihm keine Miene, kein Wort vorzuwerfen hatte; dennoch liebte man ihn nicht in demselben Grade, und mit Ausnahme einiger halbgebildeten Mamsellen, die seine „schöne Augen- und sein schwarzes Haar" nicht genug bewundern konnten, gab es fast keinen in seiner näheren Umgebung, der ihn recht verstand.

Aber von Turn konnte seine Freunde wählen, und war auch von einem Schwarme solcher Leute umgeben, die ihm dienten und die ihm ihre Seele öffneten, ohne etwas von ihm dagegen zu entbehren. Diese Freunde waren ihm sämmtlich bei Weitem untergeordnet; von Turn war unter ihnen immer der Regierende, er regierte unumschränkt, und wenn man auf natürliche Egoisten in der strengsten Bedeutung des Wortes Achtung giebt, so wird man bemerken, daß auch diese Freunde haben, aber immer solche, die nur eine Art Unterthanen sind; ein Egoist duldet keine Ueberlegenheit in seiner Nähe, er ist ein Hai im Gesellschaftsleben, er verschlingt Alles, mit Ausnahme der Lootsenfische, die in seinem Schlepptau gehen.

Es war also beinahe eine Nothwendigkeit, daß der Baron von Turn in dem Kammerherrn Jules von Liljekors, Lina's witzigem Cousin, einen Freund haben sollte; selten ereignete es sich, daß der Kammerherr eine Viertelstunde redete, ohne wenigstens dreimal gesagt zu haben: „mein intimer Freund, der Baron von Turn;" dagegen aber erwähnte dieser nie des armen Kammerherrn, ohne durch ein kleines Verziehen

des Mundes verstehen zu geben, wie weit unter sich er diesen intimen Freund ansah. Indessen hatte von Turn noch nie zu einem Menschen ein einziges Wort geäußert, das als eine Mißachtung des Kammerherrn gedeutet werden konnte, sondern hatte bei vielen Gelegenheiten ihn vertheidigt, gleichwohl so, daß Jeder die edle Nachsicht des Vertheidigers bewunderte, statt seine Vertheidigung als geltend anzunehmen.

Baron von Turn war mit einem Worte einer von denjenigen, die dem Ruhme eines guten Herzens nachstrebten, und die mit sicherer Berechnung auf die Gelegenheit lauern, Proben davon zu zeigen, wo es die Aufmerksamkeit erwecken kann.

Lina's offenes Gemüth war von dem Dunklen in der Weise des Barons zurückgestoßen worden; sie fand seine Gesellschaft unterhaltend und interessant, war aber nicht im Stande, sich zu gewöhnen an seinen düstern Blick, sein oft wiederkehrendes satyrisches Lächeln und seine Art, die Gegenstände, die ihr am nächsten lagen, nämlich Natur und Kunst, zu behandeln. Er wußte nämlich noch nicht, wie sich Lina beide Gegenstände schätzte; doch allmälig fand er auch dies, und vorsichtig, ohne daß es den Anstrich hatte, als wenn er seine ehemaligen Ansichten veränderte, schlich er sich in ihren Gedankengang ein, und bald war von Turn nichts anderes, als ein bloßes Echo ihrer innerlichen Gefühle.

Auf diese Art gewann er immer mehr das Vertrauen des Mädchens; sie bedurfte auch so nothwendig eines Menschen, der sie verstand — und welches Mädchen bedarf nicht eines solchen? Es gibt so viele Eingänge in das unerfahrne Herz, daß sie dieselben selbst nicht findet, und sie will daher zu einer Gesellschafterin auf ihren Entdeckungsreisen in dem unbekannten Reiche des Geistes eine gleichgesinnte Seele haben. Der Jüngling dagegen fühlt sich oft stark genug, in das Innerste seines Wesens einzudringen und die Wüsten desselben zu durchstreifen.

In der Voliere, die in der Nähe von Lina's Zimmer lag, stand an einem Abende das Mädchen mit thränenfeuchten Augen vor einem glänzenden Käfig von Mahagony, in welchem ihre Lieblinge, ein Paar Turteltauben wohnten.

An jedem Tage besuchte sie dieselben und fütterte sie aus der Hand und saß dort und las und hörte, wie sie in ihrem glänzenden Gefängnisse girrten, und betrachtete sie, wenn sie sich schnäbelten und in fröhlichem Eifer, sich gegenseitig gefallen, mit den schönen geschmeidigen Flügeln flatterten. Nun aber lag der Tauber auf dem Boden des Käfiges und flatterte, ohne im Stande zu sein, sich zu erheben, und die Gattin zupfte an seinen Federn, und versuchte vergeblich, ihn zu erheben, denn er kämpfte mit dem Tode. „Armer Ali, sagte Lina halb flüsternd und faltete die Hände über die Brust zusammen, — „armer Ali, was Du für Schmerzen hast — und Du, Sultana, bleibst allein, bald allein!"

„Es ist grausam, daß alle Bande zerrissen werden sollen," sagte er und deutete auf den Vogel.

„Ja," seufzte Lina.

„Und," fuhr er fort, „was hat der arme Vogel gethan? — er hat geliebt — das ist alles!"

Lina betrachtete verwundert ihren unerforschlichen Freund, der anstatt sie mit der Vorstellung zu trösten, daß eine Turteltaube höchstens drei Reichsthaler kostete, an ihrem Schmerze Theil nahm. „Nicht wahr," sagte das Mädchen, „es schmerzt, wenn man ein Thier leiden und sterben sieht."

„Ach ja!" seufzte von Turn. „es liegt etwas Trostloses in dem Gedanken, daß diese Beiden nun auf ewig getrennt werden — wir Menschen, Fräulein Lina, hoffen auf ein Wiedersehen in einer andern Welt, aber die armen Thiere haben nicht diese Hoffnung, sie treffen sich nie wieder."

„Nein!" seufzte Lina und betrachtete die sterbende Taube mit unverwandten Blicken.

Von Turn fuhr nach einer Pause fort: „Wir Menschen, wir besitzen viel; denn ich glaube einen Theil von Schwedenborg's Lehre, weil dieselbe mein Herz so recht trifft und meinen Träumen schmeichelt."

„Nun? und was träumen Sie denn?"

„Ach ja, Fräulein Lina, es gibt eine innere Harmonie unter den Menschen, und nur eine solche Harmonie kann eine Vereinigung zu einem Abbiild des Himmels auf Erden machen; es gibt Viele, Fräulein Lina, die nicht so glücklich sind, wie diese Turteltaube, nämlich eine Gattin auf Erden zu finden, es gibt Viele, die hier ihrem Ideale sehr nahe stehen, die in dem Brennpunkte der Seele sein Bild tragen, die aber dennoch durch unübersteigliche Hindernisse, durch Vorurtheile oder andere Ursachen gleichsam von einer unsichtbaren Hand getrennt werden."

„Ach ja, Herr Baron, Sie haben Recht," sagte Lina, und ihre Gedanken eilten schneller als ein Blitz nach Italien und zu Lindman.

„Ich will hoffen, daß dem so ist," fuhr der Baron fort, „denn das ist meine einzige Freude — sehen Sie, wenn ich es hier nicht wage, eine Frage auszusprechen, die mir auf der Seele brennt, wenn ich mich hier auch froh stellen muß, selbst wenn mein Gegenstand mir entrissen wird — was thut's? — nur zu!"

„So verzweifelt dürfen Sie nicht sein," sagte Lina.

„Nein, mein Fräulein, nicht verzweifelt, sondern so hoffnungsvoll, denn jenseits giebt es keine Vorurtheile, keine Hindernisse, keinen Widerstand: die Scheidemauer ist gefallen, und mein Geist vereinigt sich mit meinem Gegenstande; da erhalte auch ich eine Gattin."

Die Turteltaube machte eine heftige Bewegung im Käfig, dann lag sie still und die Gattin stieß einen klagenden Schrei aus. „Der Vogel stirbt," rief Lina aus; „sehen Sie, Herr von Turn, er rührt sich nicht mehr; er ist todt, der arme Ali! Arme Sultana! Du sollst in mein Zimmer kommen, dort will ich mit Dir von Ali plaudern! Vielleicht verstehst Du, wie es ist," fuhr sie fort und streichelte die überlebende Taube, welche auf dem höchsten Stocke sitzend die Federn schüttelte und mit gedämpfter Stimme klagte.

„Ei, hat man je so etwas gesehen!" rief der Kammerherr, der in diesem Augenblicke eintrat, „mein guter Freund von Turn und die kleine Lina vor dem Taubenkäfig! ha! ha! ha! Wie heißt doch das Lied: Im Walde seufzt die Turteltaub', die Treue wohnt dort in dem Laub—"

„Der Tauber ist todt," sagte Lina halb flüsternd, gleichsam um nicht die Trauer der Gattin zu stören, und um Stille im Leichenzimmer zu gebieten.

„Ach so! — ha, ha, ha! — Also ein wirklich pleurantes Ereigniß?" fuhr er mit Pathos fort, „ein treuer Gatte, der zu den Füßen der Geliebten stirbt! O, das ist charamant! das ist prächtig! das könnte Stoff zu einem ganzen Gedichte hergeben!"

„Gehen wir!" unterbrach ihn Lina und ging.

* * *

„Deine Cousine ist ein edles Mädchen," sagte von Turn ernsthaft zum Kammerherrn; „Du hättest ihren Ideengang nicht mit Spott unterbrechen sollen: man darf nicht einmal über ein anderes Thier lachen, wenn es leidet und stirbt."

„Da haben wir wieder Deine verdammte Sentimentalität!" sagte der Kammerherr. — „Wärest Du nicht der Du bist und mein Freund, so könnte man Dich für ein altes Weib halten, so viel Mitleiden kannst Du hervorpressen."

„Aber, Bruder Jules," entgegnete von Turn, „fühlst Du wirklich keinen Schmerz, wenn Du ein Thier leiden siehst?"

„Ich? nein! wozu das?" antwortete der Kammerherr; „ja, ich bin aber doch nicht hart, das kann ich nicht sagen; ich weiß noch: da der Jäger den alten Bijour erschießen sollte, und das Rindvieh ihm ein Bein abschoß, so daß der arme Hund schrie und auf drei Beinen umhersprang; da ging ich hinzu, gab dem Lümmel eine Ohrfeige und sagte: sollst Du Thiere quälen, Du Lümmel? Und so schoß ich selbst, aber mit einer Kugel auf funfzig Schritt, und hol' mich dieser und jener! die Kugel traf präcise in das Schulterblatt gerade unter dem Ohrlappen, obgleich der Hund so klein war wie ein Kaninchen.

„So sollst Du schießen, Du Wicht! sagte ich dem Jäger, und er verbeugte sich und sagte:

„der Herr Graf iſt mein Meiſter! — ha, ha, ha!— Du ſollſt wiſſen, ich kann auch ſchießen!“

„Ja, ich weiß, Du haſt viele Talente,“ ſagte von Turn, „doch ſage mir a-propos, hat Deine Couſine nicht irgend eine alte Verbindung, irgend eine affaire du couer?“

„Affaire? ja gewiß! Ich will meine Couſine nicht verleumden; doch das iſt ja keine Verleumdung, und beſonders wenn ich Dir's ſage!“ antwortete der Kammerherr mit verlegenem Gelächter, als ſchämte er ſich gleichſam ſeiner Verrätherei.

„Nein, gewiß nicht, wir ſind ja wie Leib und Seele!“ ſagte von Turn und nahm dieſe vertrauliche Art an, die ſeinem Freunde, dem Kammerherrn angehörte.

„Gut, nun erkenne ich dich wieder — aber welche Moralpredigten warfſt du mir vor einem Augenblick an den Hals? Hat Lina mich verleumdet?“

„O nein, gewiß nicht, nein, weit entfernt!“ antwortete von Turn mit zweideutigem Lächeln.

„So, ſo? ja ja, das ſieht ihr ähnlich!“ rief der Kammerherr; „ach ſo, Herr von Turn! Du thuſt Recht, daß Du ihr Vertrauen nicht täuſcheſt! ſie haßt, ſie verachtet mich — nicht wahr?“

„O nein, behüte!“ ſagte von Turn mit einem neuen Lächeln, das ſeinen Worten widerſprach.

„Ja, ich verſtehe!“ entgegnete der Freund, „ich verſtehe! o ja, thut nichts; ich bin doch der ich bin!“

„Nun? hat ſie eine ältere Verbindung?“ fragte von Turn, der nun einſah, daß der arme Kammerherr hinlänglich gereizt war und alles entdecken würde.

„Ja gewiß; Du ſollſt Alles erfahren. Lina iſt verliebt geweſen und iſt es noch.“ Der Kammerherr hielt plötzlich inne und ſtand an, den Namen des Geliebten auszuſprechen, nicht weil er ſich ein Gewiſſen daraus machte, ſeine ſchöne Couſine zu verrathen, ſondern weil der Name ſo obſcur, ſo ohne allen Klang war, daß er das Anſehen der Familie herabſetzen konnte, wenn jemand erführe, daß ein Fräulein Liljekors ſich ſo tief herabgelaſſen hätte.

„Und in wen denn, beſter Jules?“ fragte Turn und legte ſeine Hand vertraulich auf ſeine Schulter: „wenn ich recht ſehe, ſo liebt ſie einen Unwürdigen.“

„Ja, ja, einen Unwürdigen,“ antwortete der Kammerherr; „das thut nichts; Du weißt Diana liebte den Endymion — eine Göttin liebte einen armen Jäger.“

„Und eine ſolche Liebe iſt alſo zu entſchuldigen,“ fuhr von Turn fort.

„Ja, ach ja, da eine Göttin einen Jäger lieben konnte, ſo geht es wohl zur Noth an, daß ein Fräulein Liljekors ſich verliebt hat in einen überſtudirten Studenten, einen Bücherwurm, einen ſolchen Upſaler Pedanten, wie Magiſter Lindman.“

„Meinſt Du den, der jetzt in Italien reiſ't?“

„Ja gewiß, man entfernte ihn,“ fuhr der Kammerherr fort, „aber Du kannſt Dir vorſtellen, wie erbittert meine liebe Couſine ſeinetwegen auf mich iſt; ich hatte neulich einen Einfall und —“

„Er war wohl wie gewöhnlich ſcharf und witzig?“ ſagte von Turn.

„Wie man's nimmt,“ erklärte der Kammerherr beſcheiden ausweichend, „aber er verletzte tief und das Mädchen wurde bitter — ſeit der Zeit hat ſie mich nicht leiden können — ſie wendete uns ja nur noch vor einem Augenblicke den Rücken wegen meines Einfalles über ihre Turteltaube —“

„Da hatteſt Du aber Unrecht,“ ſagte von Turn, „daß iſt unläugbar —“

„Du fährſt alſo noch fort, mir Vorwürfe zu machen?“ fiel der Freund ein; „doch ſage mir, war es etwas anderes, als ein unſchuldiger Einfall? — und was war da für ein Grund zu weinen? — man kann ja ſolche Thiere dutzendweiſe für ſechs Reichsthaler Banco das Paar kaufen das konnte ja alſo als ein Scherz paſſiren.“

„Aber dennoch war es Unrecht.“

„Sage mir doch, mein lieber Bruder, warum denn?“

„Man muß ſchonend ſein gegen die Vorurtheile eines Mädchens,“ erklärt von Turn.

„Ja ja, in dem Falle haſt Du Recht; ha, ha,

ha! Du hast Recht," antwortete der Kammerherr lachend.

9.

Der Brief.

„Hätte ich einen historischen Namen wie Du, Liljekors," sagte einige Zeit später Turn zu seinem Freunde, so wär ich glücklich."

„Ja gewiß, es ist wirklich etwas, einen Namen zu besitzen," sagte der Kammerherr, doch in diesem Falle bist du ebenfalls nicht leer ausgegangen; Dein Stammvater zeichnete sich im dreißigjährigen Kriege aus; und obgleich unsere Familie sich uns den Zeiten des Magnus Smeck datirt — damals hieß sie Lilja mit den drei Kreuzen—so sind wir doch beide von historischer Natur."

„Aber," fuhr von Turn fort, „glaubst Du, Dein Vater und Deine Anverwandten schätzen ihren Namen so hoch, daß jener Magister nicht in die Familie kommen können?"

„Er? nimmermehr! Ein überstudirter Student sollte in unsere Familie kommen?" rief der Kammerherr aus. „Vater und Mutter sind sehr bekümmert, daß dieser Lindman bald wieder nach Hause kommt—es sind Briefe von Nordenstrom angelangt."

„Ja, ich habe ebenfalls einen Brief von dem jungen Nordenstrom erhalten, sagte Turn, „und ist wichtig, daß Fräulein Lina noch vor der Rückkehr des Magisters mit einem Andern verbunden wird — es könnte einen Skandal geben."

„Skandal? Nein, das glaube ich nicht," sagte der Kammerherr, welcher ungeachtet seines beschränkten Verstandes Lina's Werth einsah; „das glaube ich nicht, eben so wenig aber, daß es möglich ist, sie zu einer andern Verbindung zu überreden.

„Wenn aber Lindman ihrer in den Armen einer Andern vergessen hätte? fragte von Turn und sah seinen Freund scharf an.

„Ja, das wäre ein anderes Ding, aber so einfältig ist er nicht, dieser Magister," meinte der Kammerherr.

„Wenn es aber doch wäre, wenn ich schwarz auf weiß hätte?"

„Das wäre etwas anderes — aber hast Du das?"

„Ja, es wäre ein Deinem ehrwürdigen Namen dargebrachter Tribut, wenn man dem Mädchen diese elenden Liebesgrillen aus dem Kopfe reißen könnte."

„Ja gewiß, wenn man sie nur dahin bringen kann, daß sie es glaubt. Sie vergöttert den Kerl; stelle dir vor, sie setzte ihn in ein Parallele mit mir und sogar noch ein gutes Stück über mich und sagte: seine Kenntnisse wögen meine Talente auf; sie vergöttert ihn und wird nicht ein Wort glauben."

„Kennt sie die Handschrift des jungen Nordenstorm?"

„Ja, ganz gewiß; sie hat bisweilen einen Brief, Zeichnungen und dergleichen und zuletzt eine Beschreibung des Vesuvs von ihm aus Italien erhalten; aber dieser Magister schreibt nie, das weiß ich. Sie kennt also seine Hand."

Von Turn öffnete sein Schreibpult und nahm einen Brief des jungen Nordenstorm heraus. „Sieh da, Bruder Jules!" sagte er und gab dem Kammerherrn den Brief.

„Victoria!" rief dieser nach einigen Augenblicken, „Victoria!—Mein Gouverneur, Herr Lindman, hat hier in Florenz eine sehr vortheilhafte Verbindung mit einer jungen Wittwe geschlossen; sie heißt Hobbes, ist eine geborne Italienerin, aber Wittwe des reichen Banquieurs Hobbes in Liverpool; sie wohnt hier auf ihrer Villa; wir sind dort tagtäglich, und L. ist bis über die Ohren verliebt; er hat gleichwohl versprochen, mich noch ein gutes Stück Weges auf meiner Rückreise zu begleiten; nach Schweden aber will er nicht eher kommen, als bis er verheirathet ist. Er erhält gegen eine Million; die Wittwe ist 23 Jahre und schön wie der Tag." —„Das war charamant! Das wird meiner Cousine den Kopf verdreken!"

„Wir wollen aber doch nicht unvorsichtig sein," sagte von Turn; „Du kannst das eigentliche Manoeuvre machen; Du nimmst diesen Brief, der, wie Du siehst, an keiner Stelle erkennen läßt, an wen er ist, also kam er eben so gut an Dich, wie an mich geschrieben sein.— Nun gut, Du redest mit Lina von Lindman, schonst natürlicherweise ihr Gefühl und endigst damit, daß Du den Brief zeigst." (Schl.folgt.)

Poetisches.

(Aus dem Teutone.)

Das Abentheuer.

Schon Abend war's, da ging ich aus,
Und ging durch Flur und Wald,
Da kam ich an ein kleines Haus,
Denn auf dem grauen Halmendach
Wuchs Immergrün und Moos,
Und nebenbei ein klarer Bach
Mit leisem Murmeln floß.

Ich stand und stand, und sah mir's an,
Und konnte nicht hinfort,
Als fesselte ein Geisterbann
Mich an den lieben Ort.
Und traulich flimmerte ein Licht
Durch's grüne Fensterlein,
Wie wenn der Mond durch Wolken bricht
Mit seinem falben Schein.

Und als ich nun durch's Fenster sah,
Da zitterte mein Blick,
Und überrascht stand ich da,
Und konnte nicht zurück.
Es pocht' und wogte mir die Brust
In unbekanntem Drang,
Und unter himmlisch-süßer Lust
Ward mir gar weh und bang.

Ein Engelsmädchen, zart und schlank,
Mit unschuldvollem Blick,
Saß bei der Lampe Schein und sang
Der Liebe Leid und Glück.
Mein ganzes Wesen ward entbrannt
Von wundersüßer Pein,
Ach! was ich da so tief empfand,
Mußt' wohl die Liebe sein!

Ich pochte an das Fenster an,
Und flehend rief ich ihr,
Und sieh! es ward mir aufgethan
Die kleine Hüttenthür.
Doch ach! mein Herz sträubt sich empor,
Es überläuft mich kalt:
Ein altes Weib tritt schnell hervor
Von krüpplichter Gestalt.

Da wich ich ängstlich scheu zurück;
Sie folgte immer nach,
Und ächzte mir mit scheelem Blick
Manch süßes: Weh und Ach!
„Wo ist die schöne Sängerin,
Die ich im Häuschen sah?"
Ach! — krächzte sie — mein Schatz, ich bin
Die schöne Säng'rin ja!

Da wurde mir so angst und graus,
Es drückte mich so schwer,
Und zitternd eilte ich nach Haus,
Als käm' sie hinterher.
Und nie mehr geh' zum Wald ich hin,
Ist auch der Abend schön,
Und möchte wohl, die Sängerin
Hätt' nimmer ich geseh'n.

Verlachet ihr das Mährlein? geht!
Es stecket Wahrheit drin;
Wer unter dem Pantoffel steht,
Erkennt leicht seinen Sinn.
Der Frauen Reize bald verblühn,
Es schrumpft ihr Angesicht'
Gern möcht' man nun die Alte fliehn,
Doch — kann man's immer nicht!

F. H. Bergen.

Jedem Freunde beim Eintritt in die Welt gewidmet.

Drei Worte.

Willst Du, o Jüngling, froh durch's Leben geh'n
Und ohne Furcht an seinem Ziele steh'n,
Soll fester Muth Dir stets zur Seite sein
Und Liebe Dir des Dankes Thränen weih'n;
So nimm von mir auf Deiner Erdenbahn —
Drei Worte an.

Verehre Gott! Such' ihn in der Natur;
Wohin Du siehst, entdeckst Du seine Spur.
Nicht dunkel ist, was der Erhab'ne spricht,
Kein Doppelsinn; denn unser Gott ist Licht!
Der Finsterling trübt diesen klaren Quell —
„Dein Gott sei hell!"

Die Vorsicht gab Dir Eltern, Vaterland,
Sie schlingt um Dich der Lieb' und Freundschaft-Band;
Verscherze nie ihr ehrendes Vertrau'n
Und säume nicht, an fremdem Glück zu bau'n.
Die Selbstsucht bleibt bei allen Schätzen arm. —
„Dein Herz sei warm!"

Vergänglich sind der Erden Glanz und Ruhm;
Was Du erwirbst, ist nicht Dein Eigenthum.
Es tritt der Tod zur Hütte und zum Thron
Und Jedem wird einst der verdiente Lohn.
D'rum halte stets, wie Frühlings-Sonnenschein,
„Dein Leben rein!"

Und hast Du früh Dir schon Dein Haus bestellt,
Dann scheidest Du beruhigt aus der Welt.
Du zitterst nicht, wenn Deine Stunde naht,
Zur Erndte reif, erblickst Du Deine Saat.
Und alle schau'n, wenn längst Dein Auge brach
Dir segnend nach!

Salomon.

Buntes und Allerlei.

Der arme Musikant.

Eine Jungfrau saß still und in sich gekehrt an dem einzigen Fenster eines Dachstübchens, deßen nackte Wände auf die drückendste Armuth hindeuteten, obwohl sonst die größte Sauberkeit herrschte. Das rabenschwarze Haar, die großen braunen Augen und das vollendete Ebenmaß der Formen, dazu das milde, leidende Gesicht — in der That, sie war eine rührende Schönheit. So jung und ein solches Madonnenbild und doch so unglücklich!

Der Winter war streng; der Schnee lag ungewöhnlich hoch. Wehmütig blickte die Jungfrau hinaus auf das unabsehbare Leichentuch, welches Mailand ganz einhüllte; ihr Auge schweifte über die Dächer ins Freie, wohin das Fenster des Dachstübchens die Vogelspective gestattete. Jetzt sah sie zur Seite und drückte der Mutter, welche neben ihr saß und in einem Gebetbuche las, die Hand; ach, die theure Mutterhand war so kalt — das Zimmer war den ganzen Tag noch nicht geheizt gewesen!

An dem einzigen Tische des Dachstübchens saß, den Kopf in düsterem Grübeln auf beide Arme gestützt, ein alter Mann. Weder er, noch Mutter, noch Tochter sprachen ein Wort; die Stille war drückend und doch was sollten sie sagen, das nicht schon gesagt war? Der Trost war erschöpft, die Hoffnung hin und die Liebe, die treue, innige Liebe der drei Menschen machte die Noth, die nun diese Höhe erreicht hatte, wenn nicht peinlicher, doch tiefer herzzerreißender.

Dem Greise traten die Thränen in die Augen, sie rieselten die abgehärmten Wangen hinab. Als die Tochter das sah, schauderte sie und die heiße Stirn dem Fenster zuwendend, starrte sie ins Freie hinaus. Sie rang nach Fassung, sie kämpfte einen schweren Kampf.

Und wiederum war eine Viertelstunde in trübem Schweigen vergangen, da sprang das Mädchen auf, fiel dem lieben alten Manne um den Hals und sagte schluchzend:

„Vater, laß mir freie Hand! Es ist beschlossen, ich gehe zum Theater."

Der Greis schüttelte den Kopf.

„Sag nicht wieder nein; laß mich handeln. Du siehst, daß es so nicht mehr geht. Seit vier Wochen habe ich keine Arbeit mehr; wir haben verkauft und versetzt, was wir irgend entbehren konnten und mehr als das. Es bleibt uns nichts mehr. Der Winter ist streng und jetzt kommt die Nacht. Wir haben kein Feuer, kein Essen, und wenn Du auch] jetzt wieder nein sagst, so gehen wir alle drei zu Grunde und sind selbst Schuld daran! . . . Du weißt, wie ich Deine Bedenken achte, aber vertraue mir, laß mich!"

„„Nein, nein Kind!"" antwortete der Greis, „„Du sollst nicht zum Theater, Du taugst nicht dazu. Ich kenne diese Welt u. will mein Kind nicht dem Verderben opfern.""

Es lag ein Schmerz und zugleich ein Stolz, ja man könnte sagen, der Eigensinn der Verzweiflung der unverschuldeten Armuth in dem Tone, mit welchem der alte Mann dies sagte, der dem bittenden Mädchen das Herz fast abdrückte.

„„Da Du so weit gehen wolltest,"" fuhr der Greis fort, „„so will ich noch einen Schritt weiter gehen. Ich habe mich lange und zu lange gesträubt; mein falscher Stolz ist in Allem Schuld. Muth, wir werden nicht Hungers sterben.""

Er stand auf, nahm die Geige von der Wand und sagte in sich gekehrt:

„Vierzig Jahre verdiente ich mit ihr mein Brod in Ehren; fünf Jahre rührte ich sie nicht an . . . gut, ich gehe und bringe Hülfe."

„„Was hast Du vor?"" fragte die Tochter ängstlich, während die Mutter das Gebetbuch zumachte und ihm die Hand reichte.

„Was ich vorhabe? Was ich früher trieb . . ich spiele die Geige."

„„Aber, Vater, seit vierzig Jahren dirigirtest Du das Orchester . . . Du sagtest selbst, daß, wer sich einmal ans Befehlen gewöhnt habe, schwer mehr gehorchen lerne und nun gar jetzt . . .""

„Jetzt, wo ich keine Noten mehr lesen kann spiele ich aus dem Gedächtniß. Ich hätte es längst thun sollen."

„„Doch wo?"" fragte die Mutter.

Wo es Gott gefällt. Muth, Francisca, Muth! Steh auf, ich bitte Dich; mach mir das Herz nicht noch schwerer. Soll unser Kind für elendes Sündengeld Choristin werden und sich mißhandeln lassen? Lieber will ich um ein Stück Brod spielen."

„Das neue Kaffeehaus in der Gallerie von Christoforis ist seit einiger Zeit der Sammelplatz der Fremden . . ."

„„Und dort willst Du . . .""

„Will ich Brod für Weib und Kind verdienen, dort will ich spielen."

„Luigi, Du thust es nicht . . . nein, nein!"

„Ich will, was ich muß; ich will dem feigen Stolze nicht länger Raum geben, sondern meine Pflicht thun. Es bleibt dabei! Jetzt laß mich gehen."

Mutter und Tochter küßten den Greis unter Thränen. Gebeugt verließ Luigi das Zimmer.

Es war Nacht. Die ungewöhnlich strenge Kälte, der eisige Wind hielt die Bewohner der Stadt in den Häusern; die Straßen waren leer.

Als Luigi die Wohnung im Rücken hatte, ließ er seinem Schmerze freien Lauf. Der Kampf des Greises bei solcher Noth mag übertrieben und thöricht erscheinen; aber Künstlerstolz ist ja bekannt, und Luigi hatte früher in glänzenden Verhältnissen gelebt; die Art, wie er seine Stelle verlor, wie er herunter kam, da er mit Ehren alt geworden, hatte den stolzen Italiener erbittert, vergrillt.

Langsam schlich er der Corsia dei Servi zu; je näher er dem Kaffeehause kam, desto unschlüßiger wurde er. Endlich fing er an zu eilen, als wolle er so seinen Sorgen entfliehen. Jetzt war der Bazar erreicht. Im Kaffeehause wogte es auf und ab; Alles schien sich dort vor dem rauhen Wetter bergen zu wollen.

Unschlüssig stand der alte Mann vor der Thür des großen Saales; endlich faßte er sich ein Herz, sprach ein kurzes Gebet, dachte an Weib und Tochter und trat ein.

Er setzte den Hut auf ein Tabouret an der Thür und fing an zu stimmen.

Da kam ein Kellner, sah den gebeugten Greis an und sagte barsch:

„He, glaubt der alte Bettler, daß die Tabonrets hier für seinen schlechten Hut hingestellt sind?!"

Luigi setzte den Hut mit scheuer Hand vor sich auf den Boden und fing trotz der zitternden Hand an zu spielen.

Endlich kam er in den Zug; lange hatte er den alten Freund, die Geige, nicht gehört: das Herz ging ihm auf. Sich, sein Leid und den Ort vergessend, wo er stand, entschwebte sein Geist mit den Tönen in eine Welt des Friedens, der Freude und der Seligkeit. So wohl war ihm lange nicht gewesen, denn seit Jahren hatte er jede Musik vermieden, weil sie ihn nur schmerzlich an seine frühere Stellung erinnerte.

Das präcise, ausdrucksvolle Spiel und die meisterhafte Behandlung des Instruments erregte bald Aufmerksamkeit. Jetzt begann der alte Musikant den Schwur aus Wilhelm Tell, als plötzlich ein großer, korpulenter Mann heftig aufsprang, auf den Greis zueilte und rief:

„Großer Gott, Luigi!"

Es war Lablache, der den alten Kapellmeister an seinem Spiele erkannt hatte.

„„Sie hier, Monsieur Lablache?"" antwortete der alte Musikant mit zitternder Stimme.

„Wie, Freund, dahin ist es mit Dir gekommen?"

„„Ich sehe nicht mehr gut ... das Alter ... die Noth ..."""

„Gut, gut, darüber später, armer alter Freund! ... Jetzt spiele mir einmal mein Rondeau aus der Semiramis."

Der Greis faßte sich und begann. Nach der Introduktion erhob sich im Saale eine Stimme so gewaltig, so herrlich ... es war Lablache's Stimme und sie that Wunder

Alles stand wie bezaubert, die tiefste Stille herrschte, die Billardspieler machten Halt, die Spaziergänger im Bazar drängten sich zur Thür des Divans — es war ein Ereigniß.

Als Lablache die Arie gesungen, nahm er den Hut des alten Musikanten, ging im Saale und in der Gallerie von Gast zu Gast. Der Segen war dem Enthusiasmus gleich. Mit freudestrahlendem Gesichte kehrte Lablache endlich zu Luigi zurück, gab ihm den geldschweren Hut und sagte:

„Hier alter Freund. Wir theilen ein ander Mal! Auf Wiedersehen!" —

Und damit ging der Künstler, um sich dem Sturme des Enthusiasmus zu entziehen.

Dieser Abend brachte einen völligen Umschwung im Schicksale Luigi's hervor. Die allgemeine Theilnahme war für ihn gewonnen worden, er gab Musikunterricht und wurde glänzend honorirt; genug, es ging ihm am Abend seines Lebens wieder ganz nach Wunsch und Verdienst. Kurz vor seinem Ende erlebte er noch die Freude, daß sich seine Tochter mit einem ausgezeichneten Musiker verheirathete und somit ihre Zukunft, wie die letzten Tage seiner Frau gesichert waren.

Wenn bei Lablache die Rede auf diesen Vorfall kommt, pflegt er zu sagen:

„Der Abend gehört zu den schönsten meines Lebens."

Die gefrornen Seefahrer.

Das Meer birgt in seinem Schooße schauerliche Wunder, — Wunder im Sturme und in den Eisregionen der Pole. Tausende und Tausende versinken in die Tiefe und werden nie wieder gesehen; aber viele Kinder des Ozeans trifft ein noch fürchterlicheres Geschick.

Lange zuvor, ehe noch die Europäer den Gedanken an das Daseyn der neuen Welt faßten, wurden die nördlichen Meere von den tollkühnen Freibeutern des Nordens, die oft den Titel „König der Meere" trugen, in allen Richtungen durchkreuzt. Sie hatten Island entdeckt und die dortige Niederlassung wurde das Asyl ganzer Horden jener Normänner, die das allmählige Vordringen der Civilisation aus Scandinavien verdrängte. Seiner Zeit sandte auch Island seine Colonien aus und bewerkstelligte im Anfange des 10. Jahrhunderts eine Ansiedelung auf der Küste von Grönland. Sie kränkelte lange wegen Mangels an Bevölkerung, und zuletzt rüstete 988 Erik Raude, ein isländischer Häuptling in Schneefall, eine Expedition von 25 Gallioten aus. Mit genügender Mannschaft und Colonisten versehen, segelte er von Island ab, um nach Grönland zu steuern, das ein milderes und freundlicheres Clima zu haben schien. Sie beschifften das Meer 15 Tage lang und konnten kein Land erspähen. Am nächsten Tage erhob sich ein Sturm und meh-

rere der keckenFahrzeuge versanken in die Tiefe. Hochragende Eisberge bedeckten das Wasser, so weit das Auge sehen konnte, und nur wenige der Gallioten entgingen der Gefahr.

Der Morgen des 17ten Tages war hell und wolkenlos. Das Meer hatte sich beruhigt, und in weiter Ferne nach Norden konnten die Eisberge gesehen werden, wie sie sich in den Sonnenstrahlen spiegelten. Die Ueberreste der zerstreuten Flotte sammelten sich wieder, um ihre Reise weiter fortzusetzen, aber Ericks Fahrzeug war nicht unter ihnen. Die Mannschaft der einen Galliote, welche weiter als die übrigen verschlagen worden war, berichtete, daß mit Anbruch des Morgens die ungeheuren Eisfelder, welche den Ozean bedeckten, von der Strömung an ihr vorüber getrieben wurden, u. daß sie das Fahrzeug Erick Raude's von einem ungeheuren Eisfelde und von unwiderstehlicher Gewalt hingerissen, mit Windesschnelle forttreiben gesehen. Die Mannschaft hatte alle Herrschaft über ihr Fahrzeug verloren, und stand in wilder Verzweiflung, die Arme in einander geschlagen, auf dem Deck. Wenige Augenblicke nachher wurde es von Hunderten der Eisberge umringt, die sich in Masse fortbewegten und bald hinter dem Horizonte verschwanden. Daß die Galliote derer, die diese Botschaft überbrachten, der Gefahr entrann, war wunderbar genug; aber man setzte keinen Zweifel in ihre Aussagen und das Fahrzeug Erick Raude's wurde nie wieder gesehen.

Ein halbes Jahrhundert später gründet man auf der westlichen Küste Grönlands eine dänische Colonie. Die Mannschaft des Fahrzeuges, welches die Colonisten dahin brachte, überstieg eine Hügelreihe, die sich in nördlicher Richtung hinzog.

Diese kühnen Seefahrer drangen vielleicht weiter bis an den Pol vor, als alle Abenteurer nach ihnen. Als sie sich auf dem höchsten Gipfel der Berge umschauten, sahen sie nichts als ein ungeheures, unendliches Eisfeld, das an vielen Stellen wellenartig geformt war und zahllose groteske Formationen zeigte. Nicht weit von der Küste erspähten sie die Figur eines Schiffes von Eis, aus dem sich schimmernde Eissäulen statt der Masten erhoben. Neugierde trieb sie, die wunderliche Erscheinung näher zu untersuchen,— ihre Entdeckung war eine schauerliche. Menschengestalten lagen in jeder Geberde der Verzweiflung umher, aber sie waren eisige Massen; nur eine Figur stand aufrecht und lehnte sich mit untergeschlagenen Armen gegen den Mast; die Seefahrer nahmen eine Art, um das Eis abzuschlagen—und die Züge eines Hauptmanns wurden sichtbar—blaß und todt, aber frei von aller Fäulniß.

Das war ohne Zweifel Raude's Fahrzeug und die aufrechte Figur seine Leiche. Von Kälte erstarrt, war seine Mannschaft um ihn her gefallen; er blieb stehen, während die eisige Hand des Todes über ihn fuhr. Der Schaum des Ozeans und kalte Regenschauer hatten sich, so wie sie auf die Unglücklichen fielen, in Eis verwandelt und jede Figur mit einer Eiskruste bedeckt, welche vom kurzlebenden Strahle der grönländischen Sonne nicht entfernt werden konnte.

Die entsetzten Entdecker dieses Eisschiffes wußten nicht, ob ihnen vielleicht ein ähnliches Schicksal bevorstehe. Sie knieten auf dem Decke nieder, beteten in der Sprache ihrer Väter für die Seelen der erfrornen Mannschaft und verließen eilig die schaurige Scene, denn der Abend rückte schnell heran.

Die geheimnißvolle Maske.

Obschon Joseph der Zweite zum Segen für die Welt Jahrhunderte hätte leben sollen, so wünschten ihm doch Tausende den Tod. Einer unter diesen, dessen Namen aber nicht bekannt geworden ist, hatte einmal die Kühnheit, ihn durch ein Sinnbild, das wir alle kennen, an seine Sterblichkeit zu erinnern, und das geschah auf einem Maskenballe.

Ein Gesandter gab einmal bei einer gewissen feierlichen Gelegenheit auf einem Theater in Wien eine Freiredoute, wobei sich auch der Kaiser einfand. Vor Joseph brauchte man sich bei dergleichen Gelegenheiten nicht zu geniren. Es erschienen daher Inventionsmasken aller Art, die eine immer toller als die andere. Manche fielen dem Kaiser auf, theils durch ihre besondere Erfindung, theils durch ihr Betragen gegen ihn, denn er war leicht zu erkennen.

Nach 11 Uhr trat eine übermenschlich große Figur durch die weit aufgerissenen Thürflügel mit großem Pomp und einem imponirenden Wesen in den Saal. Die Masken machten ehrerbietig Platz—sie schritt mitten durch gerade auf den Kaiser zu und reichte ihm vertraulich die Hand. Dieser war Anfangs etwas betroffen, faßte sich aber sogleich und schlug ein.

„Willkommen, Maske!" — „Guten Abend Kaiser Joseph!"—„Wer sind Sie?"—„Was Sie sind, das sagt Ihnen mein Anzug." — „Sehr sonderbar und keck!" sagte Joseph zu den Umstehenden, „der Anzug eines Kaisers bei der Krönung in Frankfurt."

Wirklich fehlte auch nicht das Geringste an diesem Anzuge. Der goldene Reichsapfel, das Schwert Karls des Großen—nichts fehlte. Die Kleidung glich ganz dem Originale.—„In der That eine prächtige Maske!" sagten Mehrere. Der Kaiser faßte sie bei der Hand, zog sie auf die Seite und fragte: „Wer sind Sie?"

Die Maske reichte ihm blos die Hand und gab zu verstehen, der Kaiser möchte den Anfangsbuchstaben ihres Namens hineinschreiben. —„Hab' ich es nöthig? ich befehle hiermit als Kaiser, daß man mir den Namen sage!"

„Maskenfreiheit!"—sagte die Figur, drehte sich um und verlor sich im Gewühl der übrigen Masken. Der Kaiser ließ sie gehen. Bald nachher begegneten sie sich wieder. „Werde ich's erfahren?" fragte Joseph.

„Punkt 12 Uhr!"—war die Antwort. Die Wachen erhielten Befehl, die Maske nicht aus den Augen zu lassen und ihr den Ausgang aus dem Saale zu verhindern.

Bald war es allgemein bekannt, der nachgemachte Kaiser würde sich Punkt 12 demaskiren. Die Erwartung war auf's Aeusserste gespannt.

Es war dreiviertel auf 12. Der Maskenkaiser blieb im Hintergrund des Saals in der Mitte unbeweglich stehen. Auf seinen Befehl wurden zwei Taburets gebracht und vor ihn hingestellt.—Jetzt legte er den Reichsscepter, Reichsapfel und das Schwert auf das eine, und auf das andere die Alba und Stola. Schon griff er nach der Krone, um sie abzulegen, als Joseph, eine Uhr in der Hand haltend, auf einmal schrie, „Punkt 12 Uhr!"—Im Augenblicke sprangen die goldenen Haken am ledernen Gürtel auf, die Kaiserkrone stürzte vom Haupte der Mantel und das Unterkleid öffneten sich und fielen von den Schultern, und — starr und unbeweglich erblickte man ein — Todtengerippe.

Wie versteinert stand Joseph da. Er erholte sich bald wieder. „Bei Gott! eine starke Lektion," — rief er aus, und begab sich in seinen Palast, um sie zu vergessen? nein, sie gut anzuwenden.

Ein Zweikampf aus vergangener Zeit.

In den Kriegen Ludwigs des Vierzehnten trug es sich zu, daß Marschall Catinat während eines italienischen Feldzuges zu einer Rückbewegung gezwungen ward, die einige Nachtmärsche nach sich zog, wodurch die Armee sehr erschöpft ward.

Natürlich war auch der wackere Feldherr dabei just nicht von rosenfarbener Laune. Da brachte ihm, während der nächtlichen Züge, ein Ordonanzreiter schriftliche Meldung von einem Seitencorps herüber, aus welcher Catinat wohl, den Umständen nach, eben wiederum nicht viel Erfreuliches hoffen mochte. Der Mond stand hell am Himmel; aber die Lampe des Firmaments verlieh doch nicht hinlänglich bestimmtes Licht, um einige rasch hingeworfene Meldungszeilen dabei zu entziffern. Auch war nöthigen Falls schriftliche Antwort vonnöthen. Der Marschall trat daher in eine nahe Bauernhütte, von ihren verscheuchten Bewohnern verlassen, ließ eine vorgefundene ärmliche Lampe durch sein Gefolge anzünden, gebot sodann, ihn allein zu lassen.

Die Meldung bestätigte nur allzusehr des Feldherrn unangenehme Erwartungen. Indem er nun sinnend auf und ab ging, erwägend, wie dem Uebel am besten oder doch am erträglichsten zu begegnen sei, sah er plötzlich, daß er nicht allein sei, wie er es doch so eben erst geboten hatte. Am Kamin lag, auf dem Boden im tiefen Erschöpfungsschlaf hingestreckt, ein Mensch, in einen gemeinen Dragonermantel gewickelt.

Hinaus herrschte der Marschall, indem er sich an den Bauerntisch setzte seine Antwort

auf jene Meldung mit Bleistift niederschreibend. Als er sich dabei nach seinem ungebetenen Stubengenossen umsah, lag der Dragoner noch immer am Kamin fest.

Hinaus! donnerte abermals der Marschall.

Der Schläfer, sein Haupt nur kaum aus dem Mantel vorstreckend, wie die Schnecke aus dem Gehäuse, murmelte ein paar verdrießliche Worte, etwa des Inhalts:

Was kümmert Ihr Euch um mich? Ich kümmere mich nicht um Euch! und streckte sich dann wiederum zurück.

Da übermannte den gereitzten Marschall der Zorn. Aufspringend, riß er den Degen aus der Scheide und versetzte dem Widerspenstigen einen flachen Klingenhieb über die Schultern. Nun aber fuhr auch der Geschlagene empor, wie ein erzürnter Löwe, warf den Soldatenmantel des Gemeinen zurück und zeigte, die Hand am Schwertgefäß, dem Marschall seine Offizier-Uniform.

Catinat sagte sogleich: Sie haben ganz Recht! Kammerad, folgen Sie mir.

Schweigend gingen Beide in den Garten der Hütte hinaus und fochten zusammen im hellen Mondlicht. Bald blutete der Feldherr aus einer Armwunde. Der Dragoneroffizier verneigte sich tief und ging schweigend von hinnen. Catinat wandte gegen sein Gefolge irgend eine andere Ursache seiner an sich leichten Verletzung vor und hielt die Sache für beendigt. Aber am Jahrestage nachher ließ sich bei dem Marschall in seinem Hotel zu Paris ein Drogonerhauptmann melden. Alsbald kannte Catinat in dem Eintretenden jenen Beleidigten, der sich ehrerbietig und tief neigte, ohne ein Wort zu sprechen.

Wohl, ich verstehe Sie, Kamerad! sprach der Marschall und führte den Gegner in den Park, wo der Zweikampf erneut anhob und der Beleidigte abermal Sieger blieb. Und so ging es fürder, Jahr auf Jahr, und jeder Zeit mit demselben Ausgange. Denn der Dragonerhauptmann, dem Marschall weit in Führung des Stoßdegens überlegen, hütete sich dennoch, und zwar wohl eben deswegen, einen Feldherrn wie Catinat, einen ausgezeichneten Heereshelden Frankreichs, lähmend oder gar tödtend zu treffen. Es galt nur eine alljährliche Versöhnung durch des Beleidigers hervorspritzendes Blut. Catinat dagegen bewahrte das wunderliche Geheimniß streng verschwiegen. Nie, als bei jenem verdrießlichen Murren am Kamin, hat der Marschall je ein Wort aus dem Munde seines Widersachers vernommen. Im Uebrigen genügten die höflichen Pantominen und das scharfe Geklirre der stählernen Zungen. Nach Jahren jedoch offenbarte sich die Sache folgender Gestalt.

Einst an der Tafel des Marschalls, sagte Jemand so beiläufig, das Heer habe einen Verlust erlitten durch den Tod eines Dragonerkapitäns von ausgezeichneter Tapferkeit und Dienstkenntniß. Dabei nannte er den Namen, welcher dem Marschall seit der ersten Anmeldung seines Gegners zu Paris unvergeßlich geblieben war.

So? der ist todt? sagte Catinat. Ein großes Glück für mich!

Wie das, Monseigneur? fragte man. Was gewinnen Sie dabei?

Die Leibrente einer Stoßdegenwunde alljährlich, sagte lächelnd der Marschall.

Und nun erst kam das wunderliche Besuchsverhältniß an das Tageslicht.

Miscellen.

(Ein Lebenslauf.) Ein französisches Bataillon war in Salamanka in einem Dominikanerkloster einquartirt und der Chef dieses Bataillons, Maury, erfuhr bald, daß in einem unterirdischen Kerker ein junger Mönch bei Wasser und Brod gefangen gehalten würde, der nie wieder das Tageslicht erblicken sollte. Der Soldat ließ sich zu dem Unglücklichen führen, der ihm seine Geschichte erzählte: „Ich heiße Don Alonzo de Fuento Hormosa. Meine Familie besaß große Reichthümer; ich widmete mich der militärischen Laufbahn, verliebte mich in die einzige Tochter meines Generals und sollte die Hand derselben erhalten, als mein Vater den größten Theil eines Vermögens verlor. Damit mein älterer Bruder den Glanz unseres Hauses einigermaßen erhalten konnte, mußte ich in ein Kloster gehen; mein Bruder erhielt die Hand meiner Geliebten und ich begrub mich nun gern in den stillen Klostermauern. Bald aber empfand ich Reue und entfloh, wurde verfolgt und flüchtete mich in den erzbischöflichen

Pallast. Der Erzbischof liebte mich und versprach mir, mich nicht auszuliefern. Ich lebte über ein Jahr in seinem Hause und ersuchte in dieser Zeit meinen Bruder, mir die Mittel zu gewähren, in das Ausland zu entkommen. Er antwortete mir lange nicht und als er mir endlich schrieb, machte er mir Vorwürfe wegen meines Verbrechens, wie er meine Flucht nante, und weigerte sich, mich irgend wie zu unterstützen. Ich wagte mich endlich aus dem erzbischöflichen Pallast hinaus, weil ich glaubte, nach so langer Zeit vergessen zu sein, aber kaum hatte ich die Straße betreten, als ich mich ergriffen sah. Man brachte mich in diesen Kerker, legte mir Ketten an und ich schmachte nun seit zwei Jahren hier." Der französische Offizier, den das traurige Schicksal des jungen Mannes tief ergriffen hatte, versprach ihm zu helfen. Er hielt sein Wort; in der achten Nacht darauf begab er sich mit einem Schlosser still an den Kerker des Armen hinunter. Die Thüre wurde geöffnet und die Kette des Gefangenen durchfeilt, den der Officier in einen Bagagewagen des Regiments versteckte u. so durch Spanien hindurch brachte. In Bayonne endlich ließ er den Gefangenen heraus und sagte zu ihm: „Sie sind frei; hier ist eine Summe Geld, welche die Officiere für Sie gesammelt haben. Wollen Sie die militärische Laufbahn neu betreten, so werden wir Sie mit Vergnügen unter uns sehen." Der junge Mann nahm den Vorschlag gern an und wurde in wenigen Jahren unter dem wohlbekannten Namen Bellefontaine einer der ausgezeichnetsten Offiziere der französischen Armee.

Welches ist die vortrefflichste Regierung?

"Diejenige, sagte Bias, wo die Einwohner weder zu reich noch zu arm sind."

"Diejenige, sagte Anacharsis der Scythe, wo die Jugend geehrt und das Laster verabscheut wird."

"Diejenige, sagt Pittakus, deren Aemter nur dem Tugendhaften, niemals aber dem Bösen übertragen werden."

"Diejenige, sagt Cleobulus, wo die Bürger Tadel mehr fürchten, als Strafe."

"Diejenige, sagte Chilo, wo man Gesetze mehr achtet, als Redner."

"Nur Diejenige, sagte Solon, wo durch eine dem geringsten Unterthan zugefügte Beleidigung die ganze Constitution beleidigt ist."

Ein vernünftiges Mädchen. — Neulich wurde in einer Gesellschaft sehr viel über die wunderbare Heilkraft der galvanischen Ringe gesprochen. Ein anwesendes Mädchen bemerkte dabei sehr treffend, daß sie zwar nichts gegen die galvanischen Ringe einzuwenden habe, allein sie glaube, daß die Eheringe das beste Universalmittel für junge Frauenzimmer wären.

Dreizehn Mal gehangen und doch nicht todt. Ein junger Mann aus Wadt, der sich in ein junges Mädchen verliebt hatte, welche seine Liebe nicht erwiederte, nahm sich zuletzt vor, seinem Leben selbst ein Ende zu machen. Demzufolge kaufte er sich einen tüchtigen Strick und mittelst desselben henkte er sich an einen Baum in seinem Garten auf. Aber wie groß war seine Verwunderung, sein Leidwesen, als er eine Stunde nachher noch gar nichts vom Sterben spürte. Er hatte die ganze Zeit über in der Luft gebaumelt und keinen Schmerz gefühlt, ausser einen leichten Druck in der Kehle. Da er das Räthsel nicht lösen konnte, so glaubte er nich's besseres thun zu können, als daß er sich von dem Stricke wieder losmachte und sich wo anders aufhing. Ach, der Arme sollte hier nicht glücklicher sein, als das erste Mal. In der Verzweiflung und aufgebracht darüber, daß sein Unglück ihm selbst hier noch einen Streich spiele, machte er in den nächsten Tagen noch 11 verschiedene Versuche, die sämmtlich fehlschlugen. Endlich befreite ihn eine Brustentzündung von der Last des Lebens, die er für unerträglich hielt. Aber er hatte im Sterben nicht einmal die Genugthuung, zu erfahren, warum bei ihm das Hängen nicht wirken wollte; die Sache ergab sich erst, als man die Sektion machte, wobei man fand, daß seine Luftröhre ganz und gar verknöchert war.

Ein seltenes Beispiel weiblicher Schweigsamkeit. Eine Dame zu Celle lernte während der Kriegszeit einen Hauptmann kennen, mit dem sie sich verlobte. Kurz nach der Verlobung verließ derselbe Celle, und die Braut that das Gelübde, bevor er nicht zurückkehren würde, oder bevor sie nicht erführe, daß er gestorben, kein Wort zu sprechen. Sie hielt mit bewunderungswürdiger Standhaftigkeit zwanzig Jahre lang dieses Gelübde. Selbst der Tod ihrer Mutter, der in diesem Zeitraume stattfand, entlockte ihr kein Wort, und ihre Umgebung glaubte allgemein, daß sie die Sprache gänzlich verl ren. Endlich nach zwanzigjährigem Harren kehrt der Bräutigam zurück und jetzt entschlüpft ihren Lippen das erste Wort, allein das lange Schweigen hatte, wie sich leicht denken läßt, auf ihre Sprache einen nachtheiligen Einfluß ausgeübt und sie konnte anfangs gar nicht zusammenhängend sprechen. Sie heirathete den lange Erwarteten und lebt jetzt geachtet und glücklich noch in Celle.

Michels Zopf.

Die Historie vom Bürgermeister Tzech, welcher nach dem Könige von Preußen schoß, aber schlecht zielte und dafür mit dem Leben büßen mußte, ist bekannt, nicht aber sein merkwürdiges Urtheil, welches also lautete: Verurtheilt zum Tode durch das Beil und Verlust der preußischen National-Kockarde.

Muß nicht jeder die Weisheit und Voraussicht eines preußischen Richters bewundern, welcher berechnete, in welche furchtbare Verlegenheit der arme Tzech kommen mußte, wohin er, nachdem er seinen Kopf verloren, seine Kokarde stecken sollte, da jeder brave Preuße dieselbe nur am Hute trägt, und um ihn aus dieser Verlegenheit zu reißen, mit dem Verluste des Kopfes gleich auch den Verlust der National Kokarde erkannte.

In dem Gesangbuche der Fürstenthümer Greitz, Schleiz und Lobenstein steht noch heut zu Tag in einem Erndte-Liede der Vers:

Gieb Regen Herr und Sonnenschein,
In Greitz, in Schleiz und Lobenstein
Und wollen die Andern auch was ha'n,
So mögen sie dir's selber sa'n.

Wie weit ist dies Lied noch von der deutschen Einheit entfernt!

In Altona, dieser altväterischen Stadt mit kleinen Thoren, hat sich jüngst der drollige Fall ereignet, daß ein mit Wollsäcken beladener Frachtwagen sich in dem nach Hamburg führenden Thore so fest fuhr, daß er weder vor- noch rückwärts konnte, und die Stadt abschloß. Ein Hamburger, der gerade hinein wollte, meinte: jetzt säßen die Altonaer recht in der Wolle.

Die Irländer sind doch wunderliche Käuze. Einer, der seine Frau verloren, — er besitzt einen Park mit Fontainen, — läßt sich ein paar Tonnen Tinte kommen, um an ihrem Begräbnißtage das Wasser der Fontainen zu schwärzen.

Lehrer. Wie viel Stunden hat der Tag? Schüler. Fünf und Zwanzig! Lehrer. Wie so denn? Schüler. Nun, Sie sagten doch vorhin, daß der Tag schon um eine Stunde länger ist.

Er ist auf den Hund gekommen. Der im dreißigjährigen Kriege so berühmte Graf von Wallenstein soll zur Entstehung dieser sprüchwörtlichen Redensart die Veranlassung gegeben haben. Er studirte auf der Universität zu Altdorf und nahm an den lustigen Streichen der Studirenden thätigen Antheil. Gerade um diese Zeit wurde ein neues Gefängniß (carcer) erbaut. Der damalige Rector der Universität wünschte, daß es lange unbesetzt bleiben möchte, und machte daher bekannt, daß das Gefängniß nach demjenigen benannt werden sollte, welcher zuerst als Gefangener dahin kommen würde. Das Gefühl der Schande sollte also von solcher Strafwürdigkeit abhalten. Aber der Erste, dem endlich doch nach längerer Zeit die Carcerstrafe zuerkannt wurde, war Wallenstein. Dieser wußte indessen Rath, seinen Namen nicht zu brandmarken. Er nahm nämlich, als er eingesperrt werden sollte, einen Hund mit sich, u. schob diesen vor sich zur Thür hinein. Man lachte über diesen Einfall, und das Carcer hieß von nun an der Hund. Auf den Hund kommen, hieß ursprünglich so viel, als aufs Carcer kommen. In der Folge brauchte man diese Redensart in einer ausgedehnteren Bedeutung, und bezeichnete damit so viel, als in schlechte Umstände gerathen.

Neues Wörterbuch.

Enthaltsamkeit — Heimliche Befriedigung.

Wohlthätigkeit — Solchen Geld geben, die nicht in Noth sind.

Barmherzigkeit — Im moralischen Sinne: Beschönigung von Verbrechen; im religiösen: die in den Himmel zu schicken, die ganz wo anders hingehören; in ökonomischer: siehe Wohlthätigkeit.

Würde: — Steifheit des Nackens und Förmlichkeit in den Manieren, — mit viel Aufmerksamkeit auf die eigenen, und Mißachtung der Interessen Anderer.

Eleganz — Im allgemeinen, alles, was die Bewunderung der Narren erregt.

Freundschaft — Ein zwischen zwei Personen gestiftetes Bündniß, um sich gegenseitig bei Hintergehung u. Betrug der ganzen übrigen Welt zu helfen.

Dankbarkeit — Die geheime Abneigung, die gewöhnlich Schuldner gegen ihre Gläubiger empfinden.

Demuth — Geistiger Stolz, Devotion gegen Höherstehende, meist mit aufgeblasenem Wesen gegen Untergebene verbunden.

Unabhängigkeit — Die Gleichgültigkeit, die wir gegen Andere fühlen, nachdem wir die ihrige gegen uns erfahren haben.

Gerechtigkeit — Von dem Starken über den Schwachen verhängte Strafen.

Betrügerei — Betrogen werden, wo wir zu betrügen hofften.
Moralität — Pfiffige Selbstsucht.
Nachbarn — Solche, die uns am meisten dienen, gegen die wenigsten Gegendienste.
Rechtgläubigkeit — Unser Glaube.
Vorurtheil — Die Weigerung unserer Ansichten anzunehmen.
Religion — Die Hoffnung und der Glaube, daß wir und unsere Gleichgesinnten selig, und die, welche andrer Ansicht sind, verd—t werden.

Holzkohlen und Ruß gegen Grundbirnen-Fäule. — Ein Hr. Rogers in Dublin macht die Anzeige, daß er aus mehrfältiger Erfahrung gefunden habe, daß Kohlen und Holz oder Torf ein zuverlässiges Mittel gegen die Fäulniß der Grundbirnen seien und sogar die bereits angegriffnen wieder gesund mache. Der berühmte Professor Liebig gibt den Kohlen gleich gutes Zeugniß, noch mehr aber dem Ruß. Beide sagen, daß die Fäulniß eine constitutionelle Schwäche, oder Mangel innerer Lebenskraft sei. Kohlen und Ruß nehmen die überflüßigen und wässerigten Säften der Grundbirnen auf, und nehmen also die Ursache der Fäulniß hinweg. Daher sollten Kohlen und Ruß auch beim Pflanzen derselben angewendet werden, denn sie verhindern das Entstehen wässeriger Säfte und bringen den Pflanzen vermehrte Wärme und Lebenskraft.

Fettflecken aus Seidenzeugen vollständig zu entfernen.

Die gewöhnliche Methode, Fettflecke aus Seidenzeugen zu entfernen, besteht darin, daß man das Fett oder Oel durch Abreiben mittelst mit Terpentinöl getränktem Fließpapier entfernt, oder den Fleck mit einem Brei aus Pfeifererde und Wasser bedeckt, die trockene Masse alsdann einige Zeit mit einem heißen Bügeleisen beschwert, wieder abreibt und dieses wiederholt, bis der Fleck verschwunden ist. Ersteres hat die Unannehmlichkeit, daß das Terpentinöl, abgesehen von den vielen Personen, sehr unangenehmen Geruch, wenn es nicht völlig rein, d. h. nicht durch wiederholte Destillation mit Wasser von jeder Spur des durch Oxidation an der Luft entstehenden Harzes befreit ist, nach dem Verflüchtigen selbst einen oft sehr bemerkbaren Harzfleck zurückläßt und daher nochmaliges Nachwaschen mit starkem Weingeist nöthig macht und außerdem difficile Farben leicht verändert; letzteres gibt nur bei öfterem Wiederholen ein günstiges Resultat und ist daher langweilig. Als sehr einfach und keineswegs kostspielig kann sich dagegen folgendes Verfahren empfehlen.

Man umgibt den Fleck mittelst eines feinen Haarpinsels mit einem nicht zu schmalen Rand von einer verdünnten Auflösung von arabischem Gummi in Wasser [1 Theil Gummi auf 16 Theile Wasser], läßt denselben austrocknen und wäscht hierauf das Fett oder Oel mit reinem Schwefeläther aus, was am besten ohne einen zu großen Verlust von Aether gelingt, wenn man sich dazu eines kleinen Schwämmchens bedient. Der Aether verflüchtigt sich fast augenblicklich wieder, und findet man, daß noch Spuren von Fettsubstanz zurückgeblieben sind, so ist höchstens ein nochmaliges Auswaschen mit Aether erforderlich, um die letzten Antheile desselben zu entfernen.

Die um den Fleck gezogene Gummilage, welche, da Gummi im Aether völlig unlöslich ist, die Verbreitung des fett- od. ölhaltigen Aethers vollständig verhindert, wird alsdann mit lauem Wasser sehr leicht wieder weggenommen. Die einzige Vorsicht, welche dieses Verfahren erheischt, ist, daß man die Verbreitung der Aetherlösung über den Gummirand vorsichtig vermeidet und keinen säurehaltigen Aether anwendet, da dieser sehr leicht zerstörend auf die Farben, namentlich grüne Kupferfarben, einwirkt und die Entstehung eines Flecks zur Folge hat.

Ein noch einfacheres und sicheres Mittel ist folgendes:

Man übertünche die Fettflecken etwas dick mit Eigelb, lasse dasselbe an einem luftigen Ort vollständig trocknen, schäle und reibe es, wenn es sich verhärtet hat, aus und wasche den Platz mit lauem Wasser rein, so wird der Fettfleck verschwunden sein. Eben dieß läßt sich bei vielen andern Gegenständen, z. B. Haarbürsten, anwenden. Man sättige dieselben mit Eigelb und warte zu, bis die Masse ganz hart geworden, reibe sie dann aus und wasche sofort die Seide in heißem Wasser, so wird sie vollständig gereinigt und wie neu aussehen.

Wiederauftauchen einer Insel im See Ontario. — Der Oswego „Advertiser" meldet, daß Gull Island, etwa 2 Meilen vom nördlichen Ufer des Ontario-See's, zwischen Port Hope und Coburg, das sieben volle Jahre unter Wasser gewesen, wieder zum Vorschein gekommen ist. Ein Brief von Wm. Osborn, dem Wächter des Leuchthauses, meldet, daß der Felsen um das Leuchthaus herum, wenigstens einen Fuß hoch über dem Wasser sei und daß der See jetzt niedriger sei als je. Der Fall des Wassers vom 1. Dezember 1845 bis zum 24. März 1846 war 9 Zoll; von da bis zum 9. Juni 14 Zoll, und vom 9. Juni bis zum 21. August abermals 5 Zoll.

Die Erfindung Gibraltars.